

Leonardo und die Verschwörer von Florenz

DaVinci, #2

by Alfred Bekker, 1964–

Veröffentlicht: 2008

SS SS SS SS SS 22 22 22 22 22

Inhalt

Kapitel 1 ...	Maskierte Banditen.
Kapitel 2 ...	Der Schatten in der Grube.
Kapitel 3 ...	Fluchtpläne.

Kapitel 4 ...	Die Verfolger im Nacken.
Kapitel 5 ...	Zurück in Vinci.
Kapitel 6 ...	Aufbruch.
Kapitel 7 ...	Ein Schrecken in der Nacht.
Kapitel 8 ...	Der Mann mit der Narbe.
Kapitel 9 ...	Bartolos Beichte.
Kapitel 10 ...	Sprechende Bilder.



Im Jahr 1462...

Kapitel 1

Maskierte Banditen.

„Lassen wir es besser bleiben, Leonardo!“

„Aber warum denn?“

„Weißt du nicht mehr, was beim letzten Mal passiert ist, als du ein Experiment durchgeführt hast, das mit Feuer zu tun hatte?“

Leonardo wußte es noch sehr gut. Das Haus seines Großvaters war um ein Haar abgebrannt und ihm war daraufhin strengstens verboten worden, so etwas zu wiederholen.

Leonardo und sein Freund Carlo befanden sich auf einer Anhöhe in der Nähe des Dorfes Vinci, in dem sie beide wohnten. Man konnte von hier aus die Häuser sogar sehen: Die Kirche, das Gasthaus, den Dorfplatz, das Haus des Großvaters und das Haus von Carlos Familie, den Maldinis. Auch die Reste einer Schutzmauer konnte man erkennen, die früher einmal das ganze Dorf umgab, weil sich dort mehr als tausend Jahre zuvor ein römisches Kastell befunden hatte. Aber im Laufe der Zeit war diese Mauer immer niedriger geworden, weil die Bewohner sie als Steinbruch für Häuser benutzt hatten.

Jetzt konnte man eigentlich nur noch von oben sehen, daß es sie mal gegeben hatte. Hier und da standen noch ein paar längere Stücke. Leonardo schätzte diese Mauerstücke, weil in den Fugen viele seltsame Käfer lebten, die man untersuchen und beobachten konnte. Aber im Moment beschäftigte ihn etwas anderes.

Es war die Kraft der Sonne, die ihn interessierte. Was eigentlich das Feuer in diesem riesigen Glutball am Himmel am Leben hielt, hatte ihm bisher noch nie-

mand beantworten können. Leonardo hatte einen kleinen Haufen aus Holz und trockenem Gras aufgeschichtet.

Es war ein heißer Spätsommertag und seit Wochen hatte es nicht mehr geregnet, so daß die Pflanzen in der Umgebung längst verdorrt waren.

Leonardo holte die Brille hervor. Sie war vollkommen verkratzt und daher als Sehhilfe nicht mehr zu benutzen.

Leonardo hatte die Brille vor kurzem von einem fahrenden Händler bekommen, der mit seinem Eselskarren auf dem Weg nach Florenz gewesen war und in der Nähe von Vinci ein Wagenrad verloren hatte. Leonardo und Carlo hatten dem Händler dabei geholfen, das Rad zu reparieren und sich dafür etwas aussuchen dürfen. Leonardo hatte die Brille gewählt, weil er gesehen hatte, wie gerade in diesem Augenblick die Sonnenstrahlen durch ihre Linse auf einen Punkt konzentriert wurden. Dieser Sache wollte der Zehnjährige näher auf den Grund gehen.

Der Händler war natürlich froh gewesen, daß Leonardo die Brille gewählt hatte, denn die wäre ohnehin kaum noch zu verkaufen gewesen.

Allenfalls die Fassung ließ sich noch verwenden, wenn man andere Gläser einsetzte.

Leonardo hielt eines der Gläser so in die Sonne, daß die Lichtstrahlen sich bündelten und auf das trockene Gras auftrafen. Es dauerte nicht lange und es begann zu knistern. Das Gras verfärbte sich und wurde schwarz. Rauch stieg auf und dann züngelte eine Flamme empor. Im Nu hatte auch das trockene Holz Feuer gefangen.

„Es funktioniert!“, rief Leonardo aufgeregt. „Stell dir vor, man könnte eine riesige Linse auf ein Kriegsschiff befestigen und damit die gegnerischen Schiffe anzünden!“ Er hob die Brille empor.

„Woran liegt es, daß die Strahlen der Sonne soviel mehr Kraft haben, wenn sie durch dieses Glas fallen?“, fragte er. Seine Worte waren mehr an sich selbst als an Carlo gerichtet. In diesem Moment fraßen sich die Flammen voran. Sie breiteten sich auf einer Länge von einem Meter aus. Innerhalb von Augenblicken hatte das trockene Gras Feuer gefangen und eine immer größer werdende Fläche stand in Flammen.

„Leonardo!“, rief Carlo und wich zurück. Er hatte versucht, die Flammen auszutreten, aber er hatte nur zwei Füße und die waren noch nicht einmal besonders groß.

Auch Leonardo war jetzt auf die Gefahr aufmerksam geworden. Das Feuer breitete sich rasend schnell aus.

Die beiden Jungen standen nach kurzer Zeit vor einer hüfthohen Wand aus Feuer. Eine Rauchsäule stieg auf.

Die beiden Jungen wichen vor den Flammen zurück und näherten sich dem Waldrand.

„Nicht in den Wald!“, meinte Leonardo. „Wenn die Bäume an zu brennen fangen und ein Waldbrand ausgelöst wird, dann haben wir keine Chance mehr!“

Aber es blieb ihnen keine andere Möglichkeit. Das Feuer schnitt ihnen den Weg ab. Der Wald lag etwas höher. Sie stiegen die steinige, rutschige Böschung empor und blieben dann am Waldrand stehen.

Leonardo war blaß. Er hatte nicht damit gerechnet, daß sich das Feuer so schnell ausbreiten würde. Daß man im Wald selbst kein Feuer machen durfte, war

ihm bekannt. Aber bei seinem Experiment mit der Brille hatte er geglaubt, weit genug entfernt zu sein. Offenbar war das ein Irrtum gewesen.

Das Feuer fraß sich über die Grasfläche.

Ein Bach bildete eine natürliche Grenze, die die Flammen zunächst nicht überwinden konnten. Dahinter war ein felsiger Abhang. Inzwischen war man auch bereits weiter unten im Dorf Vinci auf das Feuer aufmerksam geworden. Leonardo beobachtete, wie die Menschen aus den Häusern herauskamen und in Richtung der Rauchsäule blickten. Natürlich hatten sie Sorge, daß der Brand den Bach doch noch überschreiten und sich weiter in Richtung ihrer Häuser ausbreiten konnte.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Carlo.

Leonardo sah zu den Flammen hinüber. Der Wind trieb das Feuer auf den Bach zu. Es breitete sich nicht weiter in Richtung des Waldrandes aus. Die Felsenkante, die Leonardo und Carlo hinaufgeklettert waren, konnte es nicht überwinden.

„Ich glaube, hier sind wir sicher“, sagte Leonardo. Er steckte die Brille, die der Auslöser dieses Brandes war, in die Tasche seiner Weste, die er über seinem Hemd trug.

„Wir sollten in einem weiten Bogen nach Vinci zurückkehren,“ schlug Carlo vor.

Aber Leonardo schüttelte den Kopf. „Nein, wir sollten zunächst beobachten, wie sich das Feuer verhält und wohin es sich wendet. Ich glaube nämlich, daß der Brand bald zu Ende ist!“

„Wie kommst du darauf? Für mich sieht das eher umgekehrt aus!“

„Der Brand kann nicht über den Bach und auch nicht über die Felsenkante. Irgendwann sind das Gras und die Sträucher in dem Bereich verbrannt und wenn der Wind die Flammen nicht in Richtung des Waldrandes treibt, stirbt das Feuer vielleicht.“

Sie saßen da und warteten ab. Tatsächlich war das Gras schnell niedergebrannt. Hier und da glühte es noch, aber der Brand begann zu verlöschen. Ein Strauch brannte noch lichterloh. Aber auch dort gingen die Flammen langsam zurück und ließen ein paar verkohlte Stängel übrig.

Ein Rascheln im nahen Wald ließ die beiden Jungen dann zusammenfahren. Sie blickten sich um. Äste knickten. Schatten waren im Unterholz zu sehen und Vögel wurden aufgeschreckt. An mehreren Stellen brachen Reiter aus dem dichten Gestrüpp hervor. Die Reiter waren mit Halstüchern maskiert. Nur die Augen waren zu sehen. Zumeist trugen sie ihre Hüte und Mützen tief ins Gesicht gezogen. Manche von ihnen hatten Schwerter gezogen. Davon abgesehen waren einige der Männer mit Armbrüsten ausgerüstet.

Banditen!, dachte Leonardo sofort.

Auf dem Weg zwischen der Hafenstadt Pisa und Florenz lagen sie immer öfter auf der Lauer nach reichen Reisenden, die man entweder bestehlen oder für man Lösegeld verlangen konnte. Acht Reiter waren es insgesamt.

Einige von ihnen sprangen von den Pferden und nahmen ihre Umhänge von den Schultern. Damit schlugen sie auf die verbliebenen Flammen ein und versuchten sie zu löschen. An den meisten Brandherden hatten die Flammen ohnehin schon stark nachgelassen. Jetzt wurden auch die letzten Stellen, an denen noch Glut zu finden war, ausgetreten und die brennenden Sträucher gelöscht.

Leonardo ahnte, was ihnen blühte, wenn sie diesen Männern in die Hände fielen. Daß man ihnen alles wegnahm, was irgendeinen Wert besaß, war dabei noch nicht einmal das Schlimmste. Schließlich war das Wertvollste, was sie bei sich hatten, Carlos Schuhe. Leonardo lief barfuß.

Noch war es schließlich nicht Herbst.

„Komm!“ sagte Leonardo und Carlo folgte ihm ein paar Schritte in den Wald hinein. Sie hetzten durch das Unterholz, aber es war schon bald klar, daß sie nicht weit kommen konnten. Aus dem Unterholz kamen weitere Reiter und stellten sich ihnen in den Weg.

„Keinen Schritt mehr!“, sagte einer von ihnen. Auch er hatte sein Gesicht zum größten Teil mit einem schwarzen Tuch verdeckt. Da er außerdem noch eine modische, schräg sitzende Kappe trug, waren nur seine Augen zu sehen. Über dem linken Auge zog sich eine Narbe über die Stirn. Leonardo nahm an, daß sie wahrscheinlich von einem Schwertduell herrührte.

Die Augen selbst waren dunkelbraun und sie musterten Leonardo auf eine Weise, die dieser als unangenehm empfand. Er stieg vom Pferd und einer seiner Männer richtete eine Armbrust auf die beiden Jungen. „Keine Bewegung oder ihr werdet durchbohrt!“, knurrte der Armbrustschütze.

Leonardo und Carlo erstarrten zu Salzsäulen. Der Puls schlug ihnen bis zum Hals.

Währenddessen bemühten sich einige der Reiter nach wie vor, die letzten, noch vorhandenen Brandherde zu löschen.

„Was machen wir mit den Jungs?“ fragte einer der Maskierten an den Mann mit der Narbe gerichtet. Er schien der Anführer dieser Bande zu sein. „Kurzer Prozeß?“

„Sie sind lästige Zeugen!“ mischte sich ein Dritter ein. „Ich bin dafür, kein Risiko einzugehen.“ Er zog sein Schwert und richtete es auf Leonardos Brust. Dann berührte die Spitze der Klinge sein Kinn und hob es etwas hoch.

Leonardo wagte es nicht, sich zu rühren.

Er hielt den Atem an.

„Wir nehmen sie mit,“ entschied der Narbige.

Leonardo und Carlo wurden gepackt und jeweils zu einem der Reiter in den Sattel gehievt.

„Vom Dorf aus kommen Leute!“ rief einer der Maskierten.

„Nichts wie weg!“ befahl der Mann mit der Narbe über dem Auge. Sie gaben ihren Pferden die Sporen, so daß sie davon preschten. Rücksichtslos brachen sie durch das Unterholz. Leonardo bekam mehrere Äste ab, die ihm schmerzhaft ins Gesicht und den Oberkörper schlugen. Holz knackte. Die Reiter nahmen den Weg mitten durch den Wald. Das Gelände war unwegsam. Es ging steile, rutschige Hänge hinauf und anschließend wieder hinunter. Leonardo versuchte, sich bestimmte Punkte in der Umgebung zu merken. Besondere Kennzeichen von Bäumen zum Beispiel oder Felsbrocken mit einer Form, die leicht wieder zu erkennen war. Aber trotzdem hatte er schon nach kurzer Zeit nahezu völlig die Orientierung verloren und wußte nicht mehr, wo er sich befand. Er hoffte nur, daß Carlo sich den Weg etwas besser merken konnte. Schließlich war sein Vater Händler und fuhr regelmäßig in das nahe Florenz und in die anderen Orte der Umgebung. Hin und wieder begleitete Carlo seinen Vater dabei und so war Carlo sehr viel weiter

herumgekommen als Leonardo. Vor allem war er mehr daran gewöhnt, sich Wege zu merken.

Doch dann rief der Narbige einen Befehl, mit dem er die ganze Gruppe dazu aufforderte anzuhalten.

„Verbindet ihnen die Augen!“ befahl er.

Leonardo und Carlo bekamen Tücher stramm um die Augen gewickelt, so daß sie nichts mehr sehen konnten. Offenbar wollte der Narbige nicht, daß sich die beiden daran erinnerten, welchen Weg der Reitertrupp nahm.

Vor Leonardos Augen war jetzt nur noch Dunkelheit. Der Stoff des Tuches, das man ihm um den Kopf gebunden hatte, bestand aus dicht gewebtem Filz, der keinerlei Licht durchließ. Er spürte, wie sich das Pferd unter ihm vorwärts bewegte, aber schon nach wenigen Momenten wußte Leonardo nicht einmal mehr die Richtung, in die sie gebracht wurden.

Schließlich stoppte die Truppe. Leonardo wurde gepackt und grob auf den Boden gestellt. Er konnte sich nicht halten und taumelte. Der Untergrund, auf den er aufkam, war kalt und hart.

„Wir hätten die beiden gar nicht mitnehmen sollen,“ meinte eine Stimme. „Glaub mir, die machen doch nur Ärger!“

„Wenn sie Ärger machen, schneiden wir ihnen die Kehle durch. Aber ich könnte mir denken, daß sie uns noch ein zusätzliches Lösegeld einbringen!“ erwiderte eine andere Stimme. „Wer weiß, vielleicht finden wir ein paar einigermaßen reiche Verwandte, die bereit sind, für die zwei ein paar Florin springen zu lassen! Und wenn nicht, können wir sie immer noch umbringen.“

„Ich habe dich gewarnt!“

„Aber ich bin es, der hier die Entscheidungen trifft!“

Leonardo wagte es nicht, die Maske abzunehmen. Aber sie war etwas verrutscht, so daß er unter dem Stoff hersehen konnte. Er erkannte Pferdehufe, Stiefel und einem steinigen, ausgetrockneten Boden. Er schwenkte den Kopf. Rechts hörte er das Prasseln eines Feuers. Auf dem Boden lagen Decken und Waffen. Offenbar war der Trupp, der sie gefangen genommen hatte, nur ein Teil der Bande. Ein anderer Teil hatte hier kampiert. Vielleicht hatten sie hier ihr Hauptlager.

„Carlo?“ fragte er.

„Ich bin hier!“ hörte er die Stimme seines Freundes von hinten links.

„Mund halten!“ fuhr ihn einer der Banditen an und gab Leonardo einen Stoß in den Rücken, der ihn beinahe zu Boden stürzen ließ.

„Bringt sie in die Höhle!“ rief jemand anderes. Leonardo glaubte, daß es die Stimme des Narbigen war—aber da war er sich nicht vollkommen sicher.

Jemand packte ihn von hinten am Kragen und schob ihn vorwärts. Wenig später befand er sich in einem Raum, in dem es feucht und kühl war. Wie in einer Gruft. Durch den kleinen Schlitz unter seiner Binde konnte er jetzt gar nichts mehr sehen. Es war wohl recht dunkel hier.

Dann wurde er zurückgehalten.

Jemand riß ihm das Tuch vom Kopf.

Im ersten Moment konnte er nichts erkennen. Seine Augen mußten sich erst an das Halbdunkel gewöhnen, das hier herrschte. Sie befanden sich tatsächlich in einer Höhle. Nur durch den Eingang drang etwas Licht herein.

Carlo befand sich nur wenige Schritte von ihm entfernt. Zwei Maskierte bewachten sie.

„Vorsicht, keinen Schritt weiter,“ warnte einer der Maskierten. Leonardo schreckte zurück. Erst jetzt begriff er, daß er am Rand einer tiefen Grube stand. Irgendetwas bewegte sich dort unten. Ein Schatten. Auf jeden Fall war es etwas, das lebte und atmete. Leonardo erkannte die dunklen Umrisse einer Gestalt. Einer der Maskierten ergriff eine Strickleiter und warf sie hinab. Am oberen Ende war sie an einer Tropfsteinsäule festgebunden.

Sie reichte fast bis zum Boden der Grube.

„Wer steigt zuerst hinab?“ knurrte der Maskierte und packte dann Leonardo bei der Schulter. „Du!“

Vorsichtig kletterte der hinunter. Die Leiter war auf jeden Fall gut festgemacht und hielt sein Gewicht problemlos aus. Carlo war als nächster dran.

„Ich will nicht!“ rief er.

Ein raues, heiseres Lachen antwortete ihm. „Glaubst du, du wirst danach gefragt?“

Ihm blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls die Strickleiter hinabzusteigen. Wenige Augenblicke stand er neben Leonardo. Er versuchte sein Zittern zu unterdrücken und preßte die Lippen aufeinander.

Leonardo hatte sich inzwischen etwas besser an die Dunkelheit gewöhnt. Aber kalt war es hier. Leonardo spürte, wie eine Gänsehaut seinen gesamten Körper überzog.

Die Maskierten zogen die Leiter wieder hinauf.

„Macht keine Dummheiten! Dann gibt es regelmäßig was zu essen und wir behandeln euch gut!“ rief einer der Männer von oben. „Aber wenn ihr uns Schwierigkeiten macht, dann geht es euch schlecht.“

Leonardo hörte noch, wie die Schritte der beiden zwischen den Höhlenwänden widerhallten.

Kapitel 2

Der Schatten in der Grube.

Der Schatten blieb zunächst in der Ecke. Dort war es so dunkel, daß man beim besten Willen keine Einzelheiten erkennen konnte. Dann bewegte er sich etwas nach vorn.

Durch das Licht, das vom Eingang hereinfiel, bildete sich in der Mitte der Grube einen kleinen Kegel, in dem es etwas heller war. Ein Fuß wurde sichtbar. Er war mit einem Filzschuh bedeckt.

„Wer ist da?“ fragte eine Stimme.

Die Gestalt trat noch einen weiteren Schritt vor, so daß Leonardo und Carlo nun erkennen konnten, daß es sich um einen Jungen handelte. Er war etwas größer als sie.

„Ich bin Leonardo da Vinci.“

„Ist da Vinci der Name deiner Familie oder nur Bezeichnung für das Dorf, aus dem du kommst?“

„Ich komme tatsächlich aus Vinci“, gab Leonardo zu.

„Das ist schade für dich.“

„Warum?“

„Weil du dann wahrscheinlich keine reiche Familie hast.“

„Woher willst du das wissen?“

„Wenn deine Familie reich wäre, würdest ihren Namen tragen und dich nicht nach deinem Heimatort benennen. Da machen nur arme Leute aus unbedeutenden Häusern—oder solche von zweifelhafter Herkunft. Wenn zum Beispiel ein Herr aus hohem Hause ein Kind mit einer einfachen Magd hat.“

Leonardo starrte den fremden Jungen, der da so geschraubt daherredete, fassungslos an. „Was willst du eigentlich? Mich beleidigen? So wie ich das sehe, wirst du hier auch nicht gerade gut behandelt—oder willst du mir etwa erzählen, daß du freiwillig in dieser kalten Grube hockst, die so feucht ist, daß sich hier wahrscheinlich nur Frösche wohlfühlen!“

„Nein, ich will dich nicht beleidigen“, antwortete er. Er sprach jetzt in gedämpften Tonfall. „Ich will dir nur dein Leben retten!“

„Ach, ja?“

Die Stimme des Jungen wurde jetzt zu einem leisen Flüstern. Bevor er zu sprechen begann, blickte er erst angstvoll hinauf zum Rand der Grube. Offenbar wollte er nicht, daß einer der Maskierten zuhörte. „Haben die dich schon gefragt, wer du bist?“

„Nein.“

„Dann werden sie das noch tun. Und zwar bald. Sag ihnen dann, daß du aus einer reichen Familie kommst, gleichgültig, ob es stimmt oder nicht. Nenn deinen Vater meinetwegen den Grafen da Vinci! Die müssen den Eindruck haben, daß man für dich ein hohes Lösegeld bekommen kann! Wenn sie nämlich glauben, daß deine Eltern arme Schlucker sind, die sowie nichts zahlen können, machen sie kurzen Prozess mit dir. Dich am Leben zu lassen wäre viel zu gefährlich, weil du ein Zeuge wärst!“

Leonardo atmete tief durch.

„Danke für den Rat“, sagte er.

„Gern geschehen. Wir sind ja hier schließlich alle drei in derselben Lage—gefangenen genommen, um Lösegeld zu erpressen.“ Er wandte sich an Carlo. „Und wer bist du?“

„Carlo Maldini. Mein Vater ist Händler und dürfte der reichste Mann in Vinci sein.“

„Der reichste Mann in irgendeinem Kuhdorf ist vermutlich nicht reich genug für diese Banditen. Also wirst du in dieser Hinsicht stark übertreiben müssen, sonst geht es auch dir an den Kragen.“

Leonardo hatte sich inzwischen etwas besser an das schwache Licht gewöhnt und konnte nun etwas mehr erkennen. Der Junge strich sich das Haar zurück und musterte die beiden anderen eingehend. Dann schüttelte er den Kopf. „Ehrlich gesagt, verstehe ich nicht, wie die Banditen so dumm sein konnten, zwei Dorfjungen wie euch gefangen zu nehmen. Das lohnt sich für die doch nie im Leben!“

„Wir haben aus Versehen einen Brand ausgelöst und ich denke, die Banditen sind deswegen auf uns aufmerksam geworden“, erklärte Leonardo. „Aber genau weiß ich das natürlich nicht. Sie haben unterwegs nicht viel gesprochen.“

„Kann ich mir denken“, sagte der Junge.

„Darf ich mal fragen, mit welchem hochwohlgeborenen Prinzensohn wir es bei dir zu tun haben, daß diese Männer dich entführt haben?“

„Naja, Prinzensohn ist etwas übertrieben“, gab er zu. „Mein Name ist Luca di Gioia. Mein Vater ist Emanuele di Gioia, ein Herrscher aus Florenz. Vielleicht hat du schon von ihm gehört...“

„Nein“, sagte Leonardo.

„Ich aber!“, mischte sich Carlo ein. „Mein Vater bezieht verschiedene Waren bei ihm.“

„Reich ist er jedenfalls“, fuhr Luca fort. „Er wird eine ziemlich große Summe für mich zahlen müssen.“

„Wie lange bist du schon hier?“, wollte Leonardo wissen. Luca zuckte mit den Schultern.

„Genau kann ich das nicht sagen. Einige Tage. Ich habe ein bißchen den Überblick verloren.“

„Und warum ist das Lösegeld nicht schon längst bezahlt worden?“

„Keine Ahnung. Die Maskierten haben mir auch nichts gesagt. Aber ich nehme an, die wollen meine Eltern erst mal ein bißchen schmoren lassen, damit sie sich richtig Sorgen machen und hinterher mehr zahlen!“

Er hob die Schultern, musterte Carlo und Leonardo noch einmal kurz und meinte dann: „Tja, ich hoffe für euch, daß eure Eltern die nötigen Summen zusammenbekommen. Sonst sieht es schlecht für euch aus.“

Sie schwiegen eine Weile. Luca zeigte den beiden neuen Gefangenen einen Bereich in der Grube, wo der Boden einigermaßen trocken war und man sich hinsetzen konnte.

Dort ließen sie sich nieder.

„Wir sollten darüber nachdenken, wie wir hier so schnell wie möglich wieder herauskommen“, flüsterte Leonardo. Luca konnte da nur lachen. „Was glaubst du, worüber ich die ganze Zeit gegrübelt habe?“, gab er zurück. „Während ich in diesem Loch saß, hatte ich ja nun wirklich Zeit genug dazu, etwas zu überlegen. Aber die Böschung der Grube ist zu steil und rutschig, um ohne Hilfe hinaufzugelangen. Und außerdem lassen die Banditen auch immer ein paar ihrer Leute hier an der Höhle zurück.“

„Die anderen reiten dann weg?“ hakte Leonardo nach.

„Ja. Zumindest nehme ich das an. Ich kann das immer nur danach beurteilen, wie viele Stimmen ich höre und ob ich irgendwo den Hufschlag von Pferden ausmachen kann. Manchmal täuscht man sich aber auch.“

Carlo rieb sich erst die Hände, dann die Oberarme. „Es ist wirklich verflucht kalt hier! Wie hast du das nur die ganze Zeit über ausgehalten?“

„Ich stelle mir ganz intensiv ein Lagerfeuer vor. Manchmal wirkt das für eine Weile. Außerdem bewege ich mich dauernd, sonst spürt man nach einer Weile nämlich seine Hände und Füße nicht mehr.“

Leonardo fühlte nach der Brille, die noch immer in der Tasche seiner Weste steckte. Leider konnte er damit an diesem Ort, an den kein Sonnenstrahl gelangte,

auch nicht Feuer machen. Er blickte die Böschung empor. Sie war wirklich sehr steil und vor allem schien sie ihm leicht abzubröckeln. Dort ohne eine Strickleiter hinaufzugelangen war wohl so gut wie unmöglich. In seinem Hirn rasten die Gedanken nur so. Er wollte sich einfach nicht damit abfinden, hier womöglich für längere Zeit fest zu sitzen und am Ende von den Maskierten auch noch umgebracht zu werden, weil sein Vater und sein Großvater nicht in der Lage waren, ein Lösegeld aufzubringen, das den Maskierten hoch genug war. Er stand wieder auf und lief unruhig hin und her. Aber so sehr er auch darüber nachdachte, er fand einfach keine Lösung für das Problem. Vielleicht konnte man Stufen in die Böschung hineingraben! Mit den Fingern betastete er das Erdreich. Sofort bröckelte getrockneter Lehm hervor. Ob man hier wirklich Vertiefungen graben konnte, in denen es möglich war, Tritt zu fassen und empor zu klettern, war zweifelhaft.

Stimmen ließen Leonardo aufhorchen.

Sie kamen von draußen.

Unter den maskierten Banditen schien Streit aufgekommen zu sein. Sie schimpften sich gegenseitig an. Leonardo konnte nicht jedes Wort verstehen, aber es reichte, um zu erkennen, daß die Stimmung unter ihnen ziemlich gereizt war.

„Vielleicht geht es da gerade um unser Schicksal,“ glaubte Carlo. Leonardo nickte. Daran hatte er auch schon gedacht. Er lauschte, konnte nicht wirklich verstehen, worum es ging. Dann verstummten die Stimmen. Stattdessen hörte er Schritte, die sich der Grube näherten. Ein Schatten hob sich am Rand der Grube ab. Die Strickleiter wurde hinuntergelassen.

Der Maskierte, der am Rand der Grube stand, streckte die Hand aus und deutete auf Leonardo. „Du! Komm rauf!“

Leonardo wechselte einen kurzen Blick mit Carlo. Dieser zuckte die Schultern.

„Na, los, worauf wartest du?“ herrschte ihn der Maskierte an. Mit weichen Knien stieg Leonardo die Strickleiter hinauf und hatte wenig später den Rand der Grube erreicht. Der Maskierte packte ihn am Oberarm und half ihm auf dem letzten Stück.

Sein Griff war so fest wie bei einem Schraubstock. Er ließ nicht locker und führte Leonardo neben sich her.

„Trag ihr alle eure Masken?“ rief der Mann.

„Ja!“, kam es aus mehreren Kehlen.

Sie erreichten den Platz vor der Höhle. Die Männer, die um das Lagerfeuer herum saßen, waren alle maskiert. Leonardo schaute sich nach dem Kerl mit der Narbe um und fand ihn etwas abseits. Er lehnte mit der Hüfte gegen einen Felsen und vertrieb sich die Zeit damit, Dolche so zu schleudern, daß sie möglichst nahe an einem bestimmten Stein im Boden stecken blieben.

Drei Dolche hielt er noch in der Rechten. Mit der Linken warf er die Dolche.

„Hier ist der Junge!“ rief der Maskierte, der Leonardo hinausgeführt hatte. Offenbar waren diese Worte an den Narbigen gerichtet, aber dieser ließ sich in seiner Konzentration auf die Dolche nicht stören. Er schleuderte eine Klinge nach der anderen und war erstaunlich treffsicher dabei.

„Bravo!“ sagte einer der anderen Männer, nachdem der Narbige fertig war.

Dieser wandte sich um.

Er zog die Dolche aus dem Boden und gab sie einem der anderen.

„Du bist gleich dran!“ erklärte er, bevor er auf Leonardo zuing. In einer Entfernung von drei Schritten blieb er stehen. Sein Blick blieb an den bloßen Füßen haften.

„Wer bist du?“, fragte er.

„Leonardo da Vinci, Sohn des Grafen da Vinci!“

Die Männer lachten.

„Was gibt's da zu lachen?“, fragte Leonardo.

„Man sieht dir doch schon an, daß du ein Bauerntölpel bist! Wenn dein Vater ein Graf wäre, würdest du im Sommer Schuhe tragen!“ meldete sich einer der Maskierten amüsiert zu Wort. *Vielleicht war der Rat, den Luca mir gegeben hat, doch nicht gerade das Gelbe vom Ei!* ging es dem Jungen durch den Kopf.

„Das sagst du nicht zufällig deshalb, weil du glaubst, daß wir dich eher am Leben lassen, wenn du reiche Eltern hast?“ fragte der Narbige. „Vinci ist ein kleines Dorf bei Empoli und es gibt meines Wissens keine Grafen, die so heißen!“ Er schnippste mit den Fingern und ließ sich seine Dolche zurückgeben. „Ich will jetzt die Wahrheit wissen, oder ich probiere meine Treffersicherheit mal an dir aus!“

Leonardo sah ein, daß er den Narbigen offenbar unterschätzt hatte. Es hatte wohl keinen Sinn, ihm noch mehr Märchen aufbinden zu wollen—es sei den, diese Märchen enthielten wenigstens ein Stück Wahrheit, daß überprüft werden konnte. Leonardo schluckte.

„Wenn du hier brav mitspielst, bekommen deine Eltern von uns Besuch, sie bezahlen ein paar Florin und du kannst wieder gehen. Das ist alles. Aber wenn du uns hier Schwierigkeiten machst, geht es dir schlecht!“

„Eigentlich hat er schon den Tod verdient, weil er das Feuer gelegt hat!“, meldete sich einer der anderen Männer zu Wort. Und ein anderer ergänzte: „Gut, daß wir das so schnell bemerkt haben und der Wind günstig stand. Sonst hätte im nu der ganze Wald in Flammen gestanden und dann... wäre es auch für uns brenzlich geworden.“

„Halt den Mund,“ fuhr der Narbige ihm dazwischen. Seine Stimme hatte den frostigen Klang von klirrendem Eis.

„Also gut,“ sagte Leonardo. „Mein Vater ist kein Graf.“

„Sondern? Nenn mir seinen Namen.“

„Er heißt Ser Piero D'Antonio. Er ist Notar in Vinci!“

„Und du bist dann wohl ein uneheliches Kind!“ stellte der Narbige fest.

„Fragt sich, ob dieser Ser Piero bereit ist, dann für ihn Lösegeld zu zahlen!“ ergänzte ein anderer.

„Und außerdem ist ein Notar nicht unbedingt ein reicher Mann!“ meinte der Narbige. „Jedenfalls nicht, wenn seine Kundschaft aus Bauern und Dorfgastwirten besteht, für die er Verträge und Urkunden aufschreibt. Von denen kann er ja nicht viel Honorar verlangen.“

„Mein Vater arbeitet für Cosimo de' Medici!“ erklärte Leonardo.

„Für den Stadtherrn von Florenz?“ wunderte sich der Narbige. „Ein Notar vom Land? Hat der nicht genug Schreiber, um sich seine Verträge aufsetzen zu können? Junge, du erzählst doch nur wieder eine Geschichte! Wahrscheinlich kann sich dein Vater kaum das Papier leisten, das er für seinen Beruf braucht!“

„So wahr ich hier stehe, ist mein Vater für die Familie Medici tätig!“ beharrte Leonardo.

Das entsprach zwar den Tatsachen, aber Leonardo übertrieb dabei etwas. Ser Piero hatte vor einigen Wochen bei einem Grundstücksgeschäft in Empoli für Cosimo de' Medici gearbeitet und hoffte nun natürlich regelmäßig für den Stadtherrn von Florenz und seine Familie tätig sein zu dürfen. Noch war es so, daß er manchmal von einem Bauern, der einen Antrag auf Befreiung von der Steuer aufgeschrieben haben wollte, weil die Ernte schlecht war, nur einen Korb mit Äpfeln als Honorar erhielt, weil der Bauer selbst nichts hatte.

Nicht ohne Grund ließ Ser Piero seinen Sohn Leonardo von dessen Großvater aufziehen.

Aber wenn herauskam, dass Ser Piero sogar zu arm gewesen war, Leonardo eine Lateinschule besuchen zu lassen, machten die Maskierten wahrscheinlich ihre Drohung wahr. Leonardo vermochte auch schlecht einzuschätzen, wie hoch die Summe wohl sein mochte, die sich die Banditen als Lösegeld vorstellten.

„Wir können ja mal jemanden zu diesem Ser Piero hinschicken,“ meinte der Narbige. „Vielleicht ist ja doch etwas dran an der Geschichte.“

„Verschwendete Zeit,“ lautete die Auffassung eines der anderen Männer. „Aber du mußt es ja wissen.“

Der Narbige wandte sich noch mal an Leonardo. „Was ist mit deinem Freund?“ fragte er.

„Er heißt Carlo Maldini und ist der Sohn eines Händlers.“

„Eines kleinen Trödlers wahrscheinlich.“

„Herr Maldini ist der reichste Mann in Vinci—und Carlo trägt im Sommer Schuhe. Daran kann man das schon sehen!“

„Noch eine Frage.“

„Bitte!“

Der Blick des Narbigen bohrte sich förmlich in Leonardos Augen.

„Was habt ihr am Waldrand zu suchen gehabt?“

„Wir haben ein Experiment durchgeführt, für das ich weit genug von Vinci entfernt sein wollte, so daß keine Gefahr für das Dorf besteht.“

Leonardo konnte sehen, wie sich bei dem Anführer der Maskierten die Stirn in Falten zog. Die Augenbrauen bildeten eine Schlangenlinie und die Narbe über dem linken Auge veränderte ihre Form.

„Was soll das für ein Experiment gewesen sein?“

„Es hatte etwas mit der gebündelten Kraft der Sonne zu tun!“ erklärte Leonardo.

„Wovon redet der Junge?“ meldete sich einer der Männer.

„Mach es vor!“ befahl der Mann mit der Narbe.

„Dazu brauche etwas trockenes Gras oder trockene Zweige!“

„Na los, worauf wartet ihr!“ fuhr der Narbige seine Leute an, woraufhin für Leonardo ein paar Zweige und Gras aufgesammelt wurden. Leonardo schichtete es sorgfältig auf. Dann nahm er die Brille hervor und hielt sie so in die Sonne, daß sich die Strahlen auf dem trockenen Brennmaterial bündelten. Wenig später stieg Rauch auf. Es brannte.

Da sich auf dem steinigen Boden aber ansonsten kaum Pflanzen oder anderes brennbares Material befanden, konnte sich das Feuer auch nicht ausbreiten, so wie es bei dem Experiment am Waldrand geschehen war. Nachdem alles verbrannt war, verlöschte das Feuer.

„Alle Achtung!“ meinte der Mann mit der Narbe. Er wandte sich an die anderen. „Wenn ihr ungeschickten Trottel es mal wieder nicht hinbekommt, ein Lagerfeuer anzuzünden, dann fragt einfach unseren kleinen Alchimisten hier!“

„Sollen wir ihm nicht besser dieses Glasding wegnehmen?“ fragte einer der Männer.

„Nicht nötig. Feuer machen kann er damit nur, wenn die Sonne scheint,“ erwiderte der Narbige.

Kapitel 3

Fluchtpläne.

Leonardo wurde zu den beiden anderen zurück in die Grube geschickt. Stattdessen mußte nun Carlo den Maskierten Rede und Antwort stehen. Durch eine unabhängige Befragung der beiden Jungen wollten die Banditen wohl sicher gehen, daß sie die Wahrheit zu hören bekamen.

Vollkommen verschreckt kehrte Carlo zurück. Von der Unterhaltung zwischen ihm und den Maskierten hatte Leonardo etwas mitbekommen.

„Ich glaube, das geht noch übel für uns aus!“ meinte Carlo angstvoll. „Einige der Männer meinten, daß sich der ganze Aufwand und das Risiko bei so kleinen Fischen wie mir und dir wohl gar nicht lohnen würden!“

„Kleine Fische—das sind für diese Banditen wohl Gefangene, für die sich nicht so viel Lösegeld erwarten.“

„Tja, ich hätte euch ja gerne als meine Brüder ausgegeben!“ mischte sich Luca di Gioia in die Unterhaltung ein. „Nur leider wäre das nicht sehr überzeugend gewesen!“

„Genauso wenig wie das Märchen vom Grafen da Vinci, das du mir empfohlen hast,“ erwiderte Leonardo mit leicht vorwurfsvollem Unterton.

„Tut mir leid, ich konnte ja nicht vorhersehen, daß diese Banditen doch etwas cleverer sind, als es auf mich zunächst den Anschein hatte!“

„Die hätten mich beinahe deswegen als Zielobjekt für ihre Zielübungen mit dem Dolch verwendet.“

„Ist ja schon gut,“ erwiderte Luca etwas beleidigt. „Ich habe schon gesagt, daß es mir Leid tut. Es war gut gemeint.“

Leonardo atmete tief durch.

„Wir sollten uns nicht untereinander streiten“, fand Carlo. „Wir sind alle in derselben Lage und müssen daher zusammenhalten.“

„Aber ganz gleich ist unsere Lage nicht,“ gab Leonardo zu bedenken und deutete auf Luca. „Er hat Eltern, die mit Sicherheit genug Lösegeld zahlen werden—und ich nehme an, da schläft man selbst in diesem feuchten Loch doch sehr viel ruhiger, wenn man das weiß.“

„Wen willst du denn dafür jetzt anklagen?“, fragte Luca schulterzuckend. „So ist nun mal die Welt. Gott hat es so gewollt und jeden an seinen Platz gestellt. Den Adeligen, den reichen Kaufmann, den einfachen Bauer und die Tagelöhner oder

den Bettler, wie man sie auf den Straßen von Florenz finden kann. Jeder hat seinen Platz. Da kann man nichts machen!“

„Das klingt für mich nicht so, als wäre es ein Gesetz der Natur,“ meinte Leonardo.

„Ein Gesetz der Natur nicht—aber dafür ein Gesetz Gottes. Das sagt zumindest unser Kaplan in Florenz.“

„Und woher weiß der das?“

„Er sagt, daß es in der Bibel steht.“

„Hast du es selbst dort gelesen, Luca?“

„Nein, die Bibel ist in Latein geschrieben und das lerne ich erst noch. Mein Vater will, daß ich eines Tages, an die Universität von Bologna gehe und Rechtswissenschaft studiere—und dazu braucht man Latein. Er sagt immer, es sei gut für unser Handelshaus, wenn ich genau über die Gesetze Bescheid weiß.“

Leonardo bedauerte es, daß er nicht auf eine Lateinschule gehen konnte und daher auch nie die Chance haben würde, auf eine Universität zu gehen. Rechtswissenschaft hätte ihn da zwar nicht so besonders interessiert—dafür aber fast jedes andere Fach. Die besten Gelehrten unterrichteten dort. Magister nannte man sie. Es ärgerte Leonardo ein wenig, daß er wohl gezwungen war, sich alles selbst beizubringen, was er für seine Forschungen brauchte. Das war natürlich viel schwieriger und anstrengender, als wenn es einem durch einen Magister erklärt wurde. Nicht einmal die Bücher dieser Gelehrten konnte Leonardo lesen, denn auch sie waren fast ausschließlich in Latein verfaßt.

Schritte ließen die Jungen aufhorchen. Einer der Maskierten erschien am Rand der Grube und ließ einen Korb herunter.

„Hier, eure Eltern sollen euch ja nicht mager zurückbekommen und uns für Unmenschen halten!“ meinte der Mann dazu. Der Korb befand sich an einem Haken. Luca kannte bereits den Ablauf, der sich offenbar bei jeder Mahlzeit wiederholte. Er löste das Seil vom Korb und der Maskierte zog es wieder zurück.

„Guten Appetit!“ lachte der Maskierte und ging wieder. Ein Krug mit Wasser und trockenes Brot befanden sich in dem Korb. Außerdem ein Stück Käse und ein paar Weintrauben.

„Na ja, ich habe schon ein reichhaltigeres Bankett gesehen!“ sagte Luca auf seine etwas hochnäsig wirkende Art, die Leonardo nicht ausstehen konnte. „Und Käse dieser minderen Qualität würde ich normalerweise nicht einmal ansehen, geschweige denn essen... Ich glaube, meine Eltern würden ihren Küchenmeister sofort entlassen, wenn so etwas bei ihnen auf dem Tisch landen würde.“

„Du brauchst nichts davon zu nehmen, wenn es dir nicht gut genug ist!“ erwiderte Leonardo.

Das Wasser schmeckte abgestanden. Der Käse war an den Seiten schon hart und das Brot war auch ein paar Tage alt. Aber Leonardo und Carlo hatten Hunger und griffen daher zu. Luca hingegen nahm nur wenig.

„Ich will mir nicht den Magen mit dem Zeug verderben,“ meinte er und dabei hob sich sein Kinn ein ganzes Stück an.

„Dafür, daß du schon ein paar Tage in diesem Loch steckst, bist du aber immer noch ganz schön eingebildet,“ erwiderte Leonardo. Daraufhin schwieg Luca.

Nachdem Carlo seine Mahlzeit beendet hatte, ging er unruhig hin und her, um sich etwas aufzuwärmen. Das ohnehin schon spärliche Licht war noch schwächer

geworden. „Wenn ich daran denke, die Nacht in diesem Loch verbringen zu müssen!“, murmelte er und rieb sich die Arme.

„Du gewöhnst dich daran,“ glaubte Luca.

„Kann ich mir ehrlich gesagt nicht vorstellen,“ murmelte Carlo.

„Die erste Nacht ist die Schlimmste. Danach geht es eigentlich.“

Es wurde immer dunkler. Schließlich konnte man kaum noch die Hand vor Augen sehen.

Geräusche ließen Leonardo aufhorchen. Ein Rascheln war zu hören.

„Das sind die Fledermäuse“, meinte Luca. „Du kannst sie kaum sehen, aber es gibt Tausende in dieser Höhle. Und sie werden immer erst in der Nacht aktiv.“

Hin und wieder sah Leonardo einen dunklen Schatten über sich. Er setzte sich in eine Ecke und lehnte sich gegen die kalte Grubenwand.

Carlo war ganz in seiner Nähe und auch Luca war nicht weit entfernt.

So sehr Leonardo die überhebliche Art von Luca auch störte—auf der anderen Seite begann er den Jungen langsam auch zu bewundern. Schließlich hatte er es schon mehrere Tage hier an diesem ungastlichen Ort ausgehalten.

Und zwar allein!

Eine ganze Weile herrschte Schweigen. Sie versuchten zu schlafen, aber das stellte sich zunächst als unmöglich heraus. Dann ließ ein weiteres Geräusch die Jungen aufhorchen.

„Hufschlag!“ stellte Leonardo fest.

„Ja, es bleibt normalerweise nur ein kleiner Teil der Bande hier. Ich kann natürlich nicht abschätzen wie viele—aber es sind garantiert nicht mehr als zwei bis drei Mann. Der Rest verschwindet zwischendurch. Vielleicht bis sie die nächsten Gefangenen herbringen, so wie es bei euch der Fall war.“

„Wo reiten sie hin?“ fragte Leonardo.

„Meine Güte, hat dir schon mal jemand gesagt, daß du einem Löcher in den Bauch fragst?“

„Ja, mein Großvater zum Beispiel, bei dem ich wohne. Aber er ist nicht der einzige.“

„Gewöhn dir das ab! Das ist ja furchtbar! Ich hoffe, auf dem Land sind nicht alle so!“

„Du hast mir noch keine Antwort gegeben!“

„Meine Güte, woher soll ich das wissen? Vermutlich brechen sie auf, um unsere Eltern zu verständigen oder ihnen noch ein bißchen mehr Angst zu machen, damit sie mehr Lösegeld zahlen.“

„Ist dir eigentlich aufgefallen, daß der Anführer der Bande eine Narbe über dem linken Auge hat. Außerdem habe ich gesehen, daß er den Dolch mit der linken Hand wirft.“

„Ein Linkshänder!“

„Richtig. Und die sind doch nicht so häufig. Wenn das alles hier vorbei ist, kann man ihn vielleicht dadurch erkennen...“

„Es ist unwahrscheinlich, daß du ihm noch mal begegnest, Leonardo“, erklärte Luca. „Abgesehen davon, scheint mir unsere Zeit in diesem Loch noch nicht allzu schnell vorbei zu sein...“ Eine Pause folgte. Leonardo wollte zunächst etwas erwidern, aber dann sprach Luca weiter und zwar im Flüsterton. „Sag das ja nicht zu laut, daß du einen der Kerle wieder erkennen könntest!“ meinte er. „Das wäre ein

Grund für die, dich umzubringen. Ich habe auch einen von ihnen gesehen. Eine Narbe hatte er nicht, dafür habe ich richtig sein Gesicht sehen können, weil er die Maske abgenommen hatte. Meine Binde war etwas verrutscht. Aber ich würde den Kerlen das um keinen Preis sagen, denn ich weiß genau, daß ich dann geliefert bin.“

Leonardo atmete tief durch. „Verstehe“, murmelte er. Zum hundersten Mal erwünschte er sich, dass er unbedingt darauf gedrängt hatte, das Experiment mit der Brille durchzuführen. Großvater hatte ihm jegliche Feuer-Experimente innerhalb des Hauses verboten, nachdem er dadurch schon einmal fast einen verheerenden Brand ausgelöst hätte.

Diesmal hatte er es richtig machen wollen.

Aber offenbar waren er und Carlo einfach zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen und geradewegs dieser Bande von Entführern in die Hände gelaufen.

In seiner Vorstellung sah Leonardo jetzt das warme Kaminfeuer im Haus seines Großvaters vor sich, das er in den bereits kühler werdenden Nächten des Spätsommers hin und wieder entzündete. Bestimmt wird er jetzt auch davor sitzen!, dachte Leonardo. Feuerholz hatte Großvater zur Zeit genug.

Leonardo stellte sich vor, wie Großvater vor dem Kamin saß und sich wahrscheinlich große Sorgen um seinen Enkel machte. Einmal war Leonardo über Nacht weg gewesen. Vor ein paar Wochen war er zusammen mit Carlo auf der Stute Marcella nach Florenz geritten und erst am späten Abend des nächsten Tages zurückgekehrt. Ein Riesenärger war die Folge gewesen und Leonardo hatte Großvater versprechen müssen, so etwas nie wieder zu tun.

Wahrscheinlich wird er denken, daß er gar nicht nach mir suchen braucht, weil ich nicht in Not bin, sondern nur wieder irgendeinen Unfug mache! ging es Leonardo dann durch den Kopf. Ein Gedanke, der ihn traurig machte.

Auch wenn es ihm zunächst völlig unmöglich erschien, zu schlafen, so nickte Leonardo schließlich doch vor lauter Erschöpfung ein.

Selbst das unheimliche Rascheln der Fledermäuse, das durch den Schlag von unzähligen Flügeln entstand, und ihn eigentlich sehr gruselte, hinderte ihn schließlich nicht mehr daran, die Augen zu schließen.

Wirre Träume suchten ihn in der Nacht heim.

Träume, an die er sich nicht mehr erinnern konnte, als er aufwachte und von denen er dann nur noch wußte, daß sie schrecklich gewesen waren. In dem Moment, da er die Augen wieder öffnete, vergaß er sie bereits und konnte sich kaum noch an Einzelheiten erinnern.

Ist vielleicht auch besser so! überlegte er.

Es war die Helligkeit, die ihn weckte.

So empfand er jetzt bereits das wenige Licht, das am Tag durch den Höhleneingang bis in die Grube drang.

Die beiden anderen Jungen schliefen noch und Leonardo hatte auch nicht vor, sie zu wecken.

Er stand auf, rieb sich die Hände und Arme und bewegte sich etwas. Seine Arme und Beine waren durch die Kälte steifgefroren. Dann lauschte Leonardo.

Von den Fledermäusen war jetzt weder etwas zu hören noch zu sehen. Sie hatten sich in die zahllosen kleinen Nischen und Winkel in dieser Höhle zurückgezogen.

gen, um vermutlich am nächsten Abend nach Einbruch der Dunkelheit wieder hervorzukommen und auf ihre nächtliche Jagd nach Kleintieren zu gehen.

Unter anderen Umständen hätten ihn diese so eigenartig aussehenden Wesen sehr interessiert. Im Dachboden seines Großvaters nisteten einige Abendsegler, die er hin und wieder zu beobachten versuchte, was gar nicht so einfach war, denn sie scheuten die Helligkeit, während Leonardo genau darauf angewiesen war, um überhaupt etwas sehen zu können. Wie die Fledermäuse es schafften, bei Dunkelheit zu fliegen und offenbar dabei doch nicht dauernd gegen irgendwelche Hindernisse zu prallen, hatte er sich schon immer gefragt und kein Erwachsener, bei dem er sich danach erkundigt hatte, war in der Lage gewesen, ihm darauf eine Antwort zu geben, mit der er zufrieden gewesen wäre.

Davon abgesehen interessierten ihn auch die lederhäutigen Flügel dieser Geschöpfe, die ganz anders aussahen als die gefiederten Flügel von Vögeln. Leonardo fragte sich, welche Art von Flügeln besser war, um sie bei der Konstruktion einer Flugmaschine möglichst naturgetreu nachzubauen: Die Flügel von Vögeln, die von Fledermäusen oder vielleicht doch besser die von Insekten, die sich leider so schnell bewegten, daß man sie eigentlich gar nicht richtig in Aktion sehen konnte.

Einer Weile lauschte Leonardo den Vogelstimmen, die von draußen in die Höhle drangen.

Er hörte allerdings, so sehr er sich auch anstrengte, keine Männerstimmen sprechen. Vermutlich schliefen die Banditen noch, die als Wächter zurückgelassen worden waren.

Es dauerte eine Weile, bis Carlo und Luca ebenfalls erwachten.

„Ist die ganze Bande verschwunden und hat uns hier allein zurückgelassen?“ wandte sich Leonardo an Luca.

Aber dieser schüttelte den Kopf. „Nein, das glaube ich nicht. Obwohl sie das natürlich tun könnten, schließlich haben wir keine Chance, aus diesem Loch herauszukommen. Aber in den letzten Tagen tauchte immer jemand auf, um mir etwas zu essen zu bringen. Und zwischendurch hörte man auch Stimmen.“ Er zuckte mit den Schultern. „Wer weiß, vielleicht sind sie auch nur mal kurz zu einem Bach gegangen, um sich zu waschen und frisches Wasser zu holen.“

„Wie war das, als du entführt wurdest?“, erkundigte sich Leonardo. „Erzähl mir davon.“

„Ich sollte mit einer Kutsche zu meinem Onkel Maurizio nach Pisa gebracht werden, um dort ein paar Wochen zu bleiben“, berichtete Luca. „Aber schon kurz nachdem wir die Mauern von Florenz nicht mehr sehen konnten, kam ein Trupp maskierter Reiter aus dem Wald und hat uns überfallen. Einer von ihnen hat eine Arkebuse abgefeuert, so daß die Pferde völlig von Sinnen waren.“

Was eine Arkebuse war, davon hatte Leonardo schon gehört. Mann nannte dieses Gewehr auch Hakenbüchse, weil ein Metallhaken eine brennende Lunte an das Pulver brachte, das dann explodierte und die Kugel durch den Lauf schoß. Feuerwaffen fanden immer mehr Verbreitung—und das auch deshalb, weil sie relativ leicht zu bedienen waren und man nicht erst jahrelang üben mußte wie bei Langbogen oder der Armbrust.

„Diese Männer scheinen ja so gut ausgerüstet zu sein wie die Soldaten der Stadtwache von Florenz!“ stellte Leonardo fest. „Auch ihre Schwerter und Armbrü-

ste! Die Gesichter dieser Banditen konnte ich ja nicht sehen, aber von ihrer Ausrüstung her waren das nicht irgendwelche dahergelaufenen Lumpen!“

„Du hast recht,“ gab Luca zu. „Und um ehrlich zu sein, ich vermute, daß hinter meiner Entführung irgendein geschäftlicher Konkurrent meines Vaters steht. Ein anderes Handelshaus vielleicht, das die Familie di Gioia aus dem Geschäft drängen will!“

„Du meinst, diese Verbrecher haben im Auftrag gehandelt?“

„Ja. Sieh mal, mein Vater hätte das Lösegeld sofort bezahlt. Wenn das ein paar normale Wegelagerer wären, befände ich mich doch längst auf freiem Fuß und die Banditen über alle Berge. Aber diese Männer warten. Sie wollen den Preis in die Höhe treiben und meinen Vater damit ruinieren. Das denke ich jedenfalls.“

Carlo meldete sich nun zu Wort. „Macht sich hier eigentlich auch noch mal jemand Gedanken darüber, wie wir aus dem Loch kommen?“

„Wenn du eine gute Idee hast, Carlo—dann bitte!“, gab Leonardo zurück.

Es dauerte noch eine Weile, bis schließlich einer der Entführer am Rand der Grube auftauchte und etwas zu essen hinunterließ. Es war wieder Brot und Wasser und paar Weintrauben. Der Käse fehlte diesmal. Leonardo nahm an, daß einer der Kerle ihn für sich genommen hatte.

Aber da allen drei Jungen der Magen knurrte, teilten sie das Brot auf und aßen es bis zum letzten Bissen. Selbst Luca war diesmal nicht so wählerisch.

Das Wasser schmeckte frischer als am vorhergehenden Tag. Zeitweise hörten sie während des Tages ein paar Bruchstücke aus der Unterhaltung der Männer. Dann knallte etwas. Mehrere Schüsse donnerten.

„Die ballern jetzt aus purer Langeweile mit ihrer Arkebuse herum!“, meinte Luca. „Aber das bedeutet, daß ihr Anführer nicht da ist, denn vor zwei Tagen hat er sie deswegen schon mal angeschimpft.“

„Meinst du, das hört man in Vinci?“, fragte Carlo. Leonardo zuckte mit den Schultern. „Schon möglich, aber man wird wahrscheinlich wohl glauben, daß der Schuß von einem Jäger verursacht wurde!“ erwiderte Leonardo.

Die zweite Nacht kam Leonardo noch schrecklicher als die erste vor. Als das Rascheln der Fledermausflügel wieder begann, wußte er, daß er es einfach nicht länger hier aushalten konnte. Leise waren die Stimmen der Entführer zu hören, die offenbar am Lagerfeuer saßen und miteinander redeten.

„Hört zu, wir sollten nicht warten, bis die ganze Bande wieder vollzählig ist oder sich die Maskierten überlegt haben, daß sich zumindest das Lösegeld für Carlo und mich nicht lohnt!“

„Und was schlägst du vor?“, fragte Luca spöttisch. „Willst du dir Flügel wachsen lassen wie eine Fledermaus, um dann aus dieser Grube herauszuschweben.“

„Eines Tages werde ich eine Apparatur erfinden, die so etwas kann“, erwiderte Leonardo mit einem ärgerlichen Unterton. „Aber im Augenblick müssen wir uns wohl etwas einfacherer Mittel bedienen.“

„Und welcher? Ich sehe hier nichts, womit man diese rutschige Dreckwand empor klettern könnte. Meinst du, ich hätte mir nicht auch schon den Kopf darüber zerbrochen? Und wenn du jetzt damit ankommst, daß wir Stufen graben könnten oder so. Vergiß es! Das habe ich schon versucht, ohne, daß es irgendeinen Erfolg hatte außer Dreck an den Händen! Und ein paar Schrammen.“

„Ich brauche eure Hemden“, sagte Leonardo mit Bestimmtheit.

„Und einen Schuh—und zwar einen von deinen Carlo, denn die sind schwerer als diese zarten Mädchenschuhe, die unser Freund Luca so gerne trägt!“

„Haha, sehr witzig!“, erwiderte Luca beleidigt und Leonardo ärgerte sich darüber, daß er bei der Dunkelheit das Gesicht seines Gegenübers so gut wie überhaupt nicht sehen konnte.

„Was hast du vor?“ fragte Carlo.

„Ich will unsere drei Hemden zusammenbinden. Ans Ende kommt dann der Schuh als Gewicht.“

„Und dann?“

„Ich werfe den Schuh hoch und hoffe, daß er sich in der Strickleiter verhakt, die ich dann herunterziehen kann. Aber wir müssen damit warten, bis wir sicher sein können, daß die Banditen schlafen.“

„Ich weiß nicht,“ meinte Luca.

„Du kannst ja gerne hier bleiben,“ meinte Leonardo.

„So war das nicht gemeint,“ stellte Luca klar. „Es ist nur so, daß wir uns alles gut überlegen müssen.“

„Du mußt für dich selbst entscheiden,“ erwiderte Leonardo.

„Wenn du glaubst, daß du schneller aus diesem Loch herauskommst, wenn du darauf wartest, daß dein Vater das Lösegeld bezahlt hat, dann bleib hier. Aber für Carlo und mich war es jetzt schon brenzlich.“

„Einen Versuch ist es jedenfalls wert,“ fand Carlo.

Kapitel 4

Die Verfolger im Nacken.

Sie warteten, bis es vollkommen dunkel war und von den Wächtern keine Geräusche mehr kamen. Selbst das Lagerfeuer prasselte nicht mehr, das die von ihren Komplizen zwischenzeitlich zurückgelassenen Wächter offenbar entzündet hatten.

„Ihr wißt nicht, wie die Kerle reagieren, wenn sie uns erwischen,“ warnte Luca.

„Die Tatsache, daß du davon gesprochen hast, daß sie uns erwischen, heißt ja wohl, daß du es dir inzwischen überlegt hast und mitkommen willst,“ stellte Leonardo fest.

„Ja,“ gab Luca zu. „Ich war lange genug in diesem Loch.“

„Dann brauche ich jetzt eure Hemden, um sie aneinanderzuknoten. Vielleicht auch noch andere Kleidungsstücke, die sich dazu eignen.“

„Zum Beispiel deine Weste,“ erinnerte ihn Carlo. Die Jungen zogen ihre Hemden aus und gaben sie Leonardo, der sie zusammenknotete. Zum Schluß kam ein Schuh, den Carlo ausziehen mußte. Mit der Verschnürung wurde er an dem letzten Hemd befestigt.

„Fertig,“ murmelte Leonardo leise vor sich hin.

„Na, dann versuch mal dein Glück!“ meinte Carlo.

„Besonders ermutigend klingt das ja nicht,“ erwiderte Leonardo. Er schleuderte den Schuh hinauf, in der Absicht, die Strickleiter zu erwischen. Die konnte Leo-

nardo natürlich nicht sehen. Er mußte einfach ungefähr dorthin zielen, wo er glaubte, daß sie sich dort befand.

Der erste Versuch scheiterte.

Als Leonardo den Schuh an den Hemden zurückzog, wurde klar, daß er die Leiter nicht erwischte hatte. Einen Augenblick lang lauschte er. Schließlich wollte er auf keinen Fall, daß einer der Wächter etwas bemerkte. Aber draußen vor der Höhle schien nach wie vor alles ruhig zu sein.

Leonardo versuchte es noch einmal.

Und diesmal klappte es. Vorsichtig zog er den Schuh heran. Er hatte sich in der Leiter verhakt und zog sie über den Rand der Grube. Endlich rutschte sie herab und reichte nun so weit, daß man leicht hinaufsteigen konnte.

Leonardo knotete die Hemden auseinander.

„Ich kann bei dieser Dunkelheit nicht garantieren, daß jeder von euch das richtige kriegt,“ sagte er.

„Hauptsache, wir kommen hier bald raus!“ meinte Carlo, der sich seinen Schuh überstreifte.

Er kletterte als erster hinauf. Fast lautlos schaffte er das. Oben angekommen richtete er sich nicht gleich auf, sondern blieb erst in geduckter Haltung, damit ihn niemand bemerkte. Für ein paar Augenblicke konnten Leonardo und Luca ihn von unten nicht sehen. Dann kehrte er an den Rand der Grube zurück. Man sah ihn nur als dunklen Schatten.

„Die Luft ist rein!“ flüsterte er und seine Worte vermischten sich mit dem Rascheln der Fledermausflügel.

Als nächster stieg dann Leonardo empor. Zuletzt folgte Luca, der wohl bis zum letzten Moment mit sich gerungen hatte, ob er es wirklich wagen sollte.

Oben angekommen schlichen die drei Jungen in Richtung des Höhlenausgangs. Leonardo ging voran. Die anderen folgten ihm dichtauf.

Das Feuer der Wächter war heruntergebrannt. Es glühte nur noch ein bißchen. Einer der Männer saß am Höhleneingang. Er trug jetzt keine Maske, aber auf Grund der Dunkelheit konnte man von seinem Gesicht trotzdem nicht viel sehen, zumal ihm der Hut ziemlich weit im Gesicht hing. Neben ihm lag in Griffweite seine Arkebuse. Das Schwert hatte er neben sich in den Boden gesteckt. Die Jungen gingen an ihm vorbei ins Freie.

Noch zwei weitere Banditen kampierten dort. Sie hatten sich auf der anderen Seite des Feuers in ihre Umhänge eingerollt. Der Kerl am Höhleneingang hatte vermutlich die Aufgabe gehabt, Wache zu schieben und war dann eingeschlafen.

Hinter den Bergen schimmerte es bereits. Das kündigte den Sonnenaufgang an, bis zu dem es nicht mehr allzu lange dauern konnte.

Die Pferde der drei waren in der Nähe an Sträuchern festgemacht und einen Moment lang überlegte Leonardo, ob sie sich diese Pferde vielleicht nehmen sollten, um damit davon zu reiten. Aber diesen Gedanken gab er rasch wieder auf, als eines der Tiere laut schnaubte und der Kerl am Höhleneingang beinahe erwachte. Im Schlaf griff er zu seiner Arkebuse. Aber um damit schießen zu können, hätte er ohnehin erst die Lunte entzünden müssen—was man auf eine Entfernung von fast zehn Metern riechen konnte. Der Wächter bewegte sich.

Leonardo, Carlo und Luca erreichten den Waldrand. Ein Ast knackte. Es war Carlo, der diesen Fehltritt begangen hatte. Alle drei erstarrten sie für einen Augenblick.

Der Wächter neben dem Höhleneingang wachte nun endgültig auf. Im fahlen Mondlicht war er deutlich zu sehen.

Er rappelte sich auf. „Halt! Stehen bleiben!“ rief er. „Keinen Schritt weiter!“

Leonardo, Carlo und Luca machten jedoch genau das Gegenteil. Sie rannten so schnell sie nur konnten in den Wald hinein. Jetzt ging es wirklich im alles. Hinter sich hörten sie die aufgeregten Rufe des Wächters.

Ein Schuß krachte. Er fuhr in eine der Baumkronen und holte mehrere Äste herunter.

Offenbar war es seine Absicht, die Flüchtenden zu beeindrucken und sie so davon abzuhalten, ihre Flucht fortzusetzen. Leonardo war erstaunt, wie schnell der Arkebusen-Schuß gefallen war. Der Wächter mußte sehr geübt darin sein, die Lunte zu entzünden und dann die Büchse abzufeuern. War er vielleicht in seinem eigentlichen Leben ein Soldat? Oder ein Angehöriger der Stadtwache von Florenz?

Eine Arkebuse war zwar nicht sehr schwer zu bedienen, aber gerade die Geschwindigkeit, die man brauchte, um die Waffe schußbereit zu machen, blieb erheblich.

Die Jungen hetzten durch den Wald. Da Leonardo an ihrer Spitze war, folgten sie ihm auf Schritt und Tritt. Sie konnten im dichten Unterholz kaum etwas sehen. Zweige peitschten ihnen ins Gesicht und hin und wieder stolperten sie über die dicken, knorrigen Wurzeln der Bäume.

Weit hinter ihnen waren die Stimmen der drei Banditen zu hören, die sich gegenseitig dafür verantwortlich machten, daß den Gefangenen die Flucht gelungen war.

Die Pferde wieherten. Sie wurden im Schnellverfahren gesattelt und schon wenig später hetzten die drei Reiter hinter den Kindern her.

Luca konnte bald schon nicht mehr. Er hielt sich die Seite und rang nach Luft. Leonardo hatte das auch schon erlebt—allerdings erst nach längeren Strecken. Seitenstechen konnte sehr unangenehm sein und machte es für den Betroffenen völlig unmöglich, weiter zu rennen.

Leonardo hatte eine ganze Weile versucht, zu verstehen, wodurch Seitenstechen ausgelöst wurde, war aber bei dieser Sache zu keiner eindeutigen Antwort gekommen.

Leonardo drehte sich in Richtung der Verfolger um. Sie waren in der Ferne als dunkle Schatten in einem ohnehin ziemlich lichtlosen Waldstück zu sehen. Mit ihren Schwertern schlugen sie rechts und links die Sträucher kurz und klein. Ab und zu durchdrang das Mondlicht die dichte Blätterhaube der Bäume und wenn die Verfolger durch eine dieser Stellen ritten, waren sie gut zu erkennen.

„Du mußt durchhalten!“ wisperte Leonardo an Luca gewandt. Sie hetzten weiter, aber es war klar, daß die Reiter sie irgendwann einholen würden, auch wenn das dichte Gestrüpp die Verfolger im Augenblick noch ziemlich aufhielt.

Die Gedanken rasten nur so in Leonardo.

Er versuchte sich an Einzelheiten des Weges zu erinnern, auf dem er zur Höhle gebracht worden war. Aber das erwies sich als unmöglich. Die Entführer hatten dafür gesorgt, daß er vollkommen die Orientierung verlor.

Aber allzu weit können sie mit uns nicht geritten sein! dachte er. *Sonst hätte der Brand für die Banditen nicht so gefährlich werden können!*

Leonardo hielt an und blickte sich. Er versuchte sich zu erinnern, ob er nicht früher schon mal in dieser Gegend gewesen war. Die Gegend rund um Vinci hatten Carlo und er schließlich immer wieder durchstreift. Und manchmal hatten sie ihre Ausflüge ziemlich weit von zu Hause weggeführt, wenn Leonardo zum Beispiel unbedingt irgendeiner Tierspur folgen wollte.

Aber bei Nacht sah alles gleich dunkel aus. Es war unmöglich, irgendetwas wiederzuerkennen.

Doch dann vernahm er ein Geräusch.

Das Rauschen eines Bachs!

„Mir nach!“ wisperte er.

„Wohin willst du?“ wollte Carlo wissen.

„Vertrau mir!“

Den ächzenden Luca, der sich die Seite hielt, zogen sie einfach mit sich. Carlo fuhr ihn an, daß er stille sein und die Zähne aufeinanderbeißen sollte.

Einer der Reiter meinte entdeckt zu haben, wohin die Jungen gelaufen waren und rief das seinen Komplizen auch laut zu. Irgendwo in der Dunkelheit des Unterholzes hörten sie die stampfenden Hufe seines Pferdes und Schwertstreiche, mit denen er das Gestrüpp aus dem Weg schlug.

Die Jungen erreichten den rauschenden Wasserlauf, der sich mitten durch den Wald zog.

„Und jetzt? Sollen wir uns die Füße naß machen?“ fragte Luca, dessen Seitentische inzwischen wohl etwas nachgelassen hatten.

„Wir tauchen unter Wasser!“, meinte Leonardo. „Sucht euch ein paar Halme, durch die ihr Luft holen könnt und legt euch ins Wasser. Solange es nicht richtig hell ist, sieht uns dort niemand.“

„Das ist nicht dein Ernst!“ entfuhr es Luca.

„Meinst du, es macht noch etwas, wenn deine Filzpantoffeln naß werden?“ fragte Leonardo. „Die sind doch ohnehin schon durch deine Zeit in der Höhle verdorben!“

„Trotzdem...“

„Aber einen dieser Filzschuhe könnten wir gut gebrauchen.“

„Wozu denn?“

„Um ihn als Spur auszulegen. Die Banditen sollen denken, daß wir durch den Bach gewatet sind.“

„Und warum unbedingt mein Schuh?“

„Weil du für die Banditen der wichtigste von uns Dreien bist,“ erwiderte Leonardo. „Schließlich hat dein Vater das meiste Geld. Also werden sie dorthin reiten, wo sie glauben, daß sie dich finden!“

Luca wollte noch etwas an Protest hinzufügen, aber die Geräusche der Verfolger rückten näher und ließen ihn verstummen. Leonardo streckte die Hand aus.

„Na, los!“ forderte er.

Luca zog einen Schuh aus und gab ihn Leonardo. Dieser schleuderte ihn auf die andere Seite des Baches. An der Böschung blieb er an ein paar Schilfrohren hängen.

„Gut so!“ meinte Carlo. „Das Mondlicht scheint genau dorthin!“

Jeder der drei Jungen nahm ein paar röhrenartige Halme vom Ufer weg. Dort wuchsen genug davon. Dann gingen sie ins Wasser, tauchten unter, steckten dabei einen Halm in den Mund, dessen Spitze über die Wasseroberfläche gehalten wurde, so daß sie Luftholen konnten. Der Bach war nicht tief. Das Wasser reichte den Jungen etwa bis zum Bauchnabel, so daß auch nicht die Gefahr bestand, daß die Strömung sie wegreißen konnte. Sie legten sich dicht an die steile Uferböschung, die zum Teil sogar etwas überstand. Zahlreiche Pflanzen wucherten im Uferbereich, die zusätzlich die Tarnung erleichterten.

Einer der Reiter erreichte nun den Bach. Er zügelte sein Pferd, blickte sich um und stocherte dann mit dem Schwert in den Pflanzen an der Uferböschung herum.

Dann gab er seinem Pferd die Sporen und preschte durch den Bach. Das Pferd sank dabei fast bis zum Rumpf ein, brauchte aber nicht zu schwimmen. An der Uferböschung entdeckte der Reiter dann den Schuh.

Er nahm ihn mit der Schwertspitze vom Boden auf. Ganz leise und wie durch Watte hörte Leonardo unter Wasser, wie der Entführer laut nach seinen Komplizen rief.

Wenig später dröhnte dumpf der Hufschlag der beiden anderen Pferde auf dem schweren Waldboden.

„Sie waren hier!“ rief der Reiter, der den Schuh gefunden hatte. „Und eigentlich können sie auch noch nicht weit sein!“

„Hinterher!“ rief einer der anderen Männer.

Die Männer ließen ihre Pferde voranpreschen. Leonardo wartete, bis er sicher war, daß sie den Bach überquert hatten und dort weitergeritten waren. Vorsichtig tauchte er aus dem Wasser hervor. Zwischen dem Schilf und anderen Uferpflanzen wäre er auch jetzt kaum zu sehen gewesen.

Die Banditen waren verschwunden.

Nach und nach tauchten auch Luca und Carlo wieder auf.

„Alles klar!“ flüsterte Leonardo.

Sie stiegen ans Ufer. Die nasse Kleidung klebte ihnen am Körper. Carlos Schuhe quietschten, so daß er sie erst einmal ausschüttete.

„Und wohin jetzt?“, fragte Luca.

„In einem großen Bogen nach Vinci,“ bestimmte Leonardo.

„Und du weißt, wo wir uns befinden?“ fragte Luca. „Also ich wüßte nicht mal, in welche Richtung wir laufen müssen!“

„Ich denke, das ist der Bach, bei dem wir das Feuer gemacht haben,“ erklärte Leonardo an Carlo gewandt.

„Wir sind nur ein Stück weiter in den Bergen,“ nickte Carlo. „Auf jeden Fall haben die uns gar nicht so weit mitgenommen, wie ich gedacht hatte. Aber wenn man nichts sehen kann, verliert man eben komplett die Orientierung.“

„Das Wichtigste ist erst einmal, daß wir den Entführern nicht noch einmal über den Weg laufen. Nach Vinci finden wir dann schon.“

Die Jungen gingen schweigend und in nassen Sachen durch den Wald. Immer wieder lauschten sie, ob sie nicht irgendwo verdächtige Geräusche hörten. Aber von den Banditen war nichts mehr zu hören. Sie suchten offenbar an anderer Stelle nach den drei Flüchtigen. Nach und nach wurde es heller und erste Strahlen der Morgensonne fielen durch das Blätterdach des Waldes. Warm war es allerdings noch nicht. Alle drei waren vollkommen durchgefroren. Sie kamen schließ-

lich in ein weniger bewachsenes Gebiet. Hie mußten sie besonders auf der Hut sein, weil man sie möglicherweise schon aus großer Entfernung sehen konnte.

Schließlich erkannten sie in der Ferne die Häuser von Vinci mit der kleinen Dorfkirche in der Mitte.

„Eine gewaltige Stadt!“ spottete Luca. „Die Häuser lassen sich ja fast nicht zählen! Und diese gewaltige Kathedrale, mit der gewiß ein großer Architekt sein Meisterstück abgeliefert hat!“

„Jedenfalls wirst du hier erstmal Zuflucht finden,“ erwiderte Leonardo.

„Und wie komme ich dann zurück nach Florenz?“

„Dafür finden wir schon eine Lösung.“

„Na hoffentlich!“

Carlo mischte sich jetzt in das Gespräch ein. „Irgendwie könntest du etwas dankbarer dafür sein, daß nun alles vorbei ist!“

„Vorbei?“ fragte Luca zurück. „Wieso glaubt ihr, daß es vorbei ist? Wenn tatsächlich geschäftliche Konkurrenten meines Vaters hinter der Entführung stecken, dann ist es zumindest für mich noch lange nicht vorbei! Sie werden es immer wieder versuchen, selbst wenn mich meine Eltern auf eine Schule in einer fernen Stadt schicken!“ Er zuckte mit den Schultern. „Mag ja sein, daß ihr beide für die Bande nicht wichtig genug seid. Aber verlassen würde ich mich darauf auch nicht. Schließlich hast du, Leonardo doch an einem der Kerle eine Narbe erkannt!“

„Aber das wissen die doch nicht,“ gab Leonardo zu bedenken.

„Aber solltest du einmal diesem Kerl mit der Narbe begegnen—sagen wir, wenn dein Vater mit dir über den Markt von Florenz bummelt—und du schaust ihn einen Augenblick zu lange an, dann wird er denken, daß du ihn wiedererkannt hast.“

„Was geschieht dann?“ fragte Carlo.

„Ich nehme an, daß er versuchen wird, Leonardo zu töten.“

Sie setzten ihren Weg fort und näherten sich langsam dem Dorf. Die Sonne schien und trocknete bereits etwas die Kleider, so daß sie nicht mehr ganz so toll froren.

„Du hast es gut,“ sagte Leonardo nach einer Weile. „Du hast schon so viel von der Welt gesehen und darfst außerdem noch Latein lernen.“

„Na ja, so viel ist es nun auch wieder nicht,“ meinte er. „Florenz und Pisa—das ist noch keine Weltreise. Und dann waren wir einmal bei einem Onkel in Neapel, da war ich noch so klein, daß ich mich kaum daran erinnern kann. Und das mit dem Latein lernen, ist nicht unbedingt das reinste Vergnügen, kann ich dir sagen...“ Eine kurze Pause des Schweigens entstand. Dann fragte Luca plötzlich: „Wo wohnst du, Leonardo?“

„Siehst du das Haus am Dorfplatz?“

„Ja.“

„Das gehört meinem Großvater und dort wohne ich. Mein Vater hat sein Haus auf der anderen Seite des Dorfes. Seine Frau ist gestorben. Meine Mutter wohnt dort hinten, hinter der Anhöhe auf einem Bauernhof, der auch eine Töpferei betreibt.“

„Sie hat nicht deinen Vater geheiratet?“

Leonardo schüttelte den Kopf. „Nein. Sie hat mit ihrem Mann fünf Kinder, die meine Halbgeschwister sind.“

Luca hob die Augenbrauen. „Ziemlich verworren ist das alles bei euch. Aber bei uns ist das nicht anders. Als mein Großvater starb, tauchten plötzlich mehrere Personen auf, die behaupteten, seine unehelichen Kinder zu sein und Anspruch auf das Erbe erhoben. Es war für meinen Vater gar nicht so einfach, dagegen vorzugehen und darum will er ja auch unbedingt, daß es in der Familie einen Rechtskundigen gibt!“

„Hast du dir eigentlich schon mal überlegt, ob du das auch willst?“ fragte Leonardo.

Luca schien nicht richtig zu verstehen, worauf Leonardo damit hinauswollte. „Wie meinst du das?“ fragte er.

Leonardo zuckte mit den Schultern. „Also mir würde es nicht gefallen, wenn jemand schon genau festgelegt hätte, wie mein ganzes Leben ablaufen soll.“

Kapitel 5

Zurück in Vinci.

Als die drei Jungen Vinci erreichten, war es Gianna, die Tochter des Dorfgastwirtes, die sie als erste entdeckte. Sie lief ihnen sogar ein Stück entgegen.

„Leonardo! Carlo! Wo seid ihr gewesen? Das ganze Dorf hat sich Sorgen um euch gemacht!“

„Das ist eine lange Geschichte,“ erwiderte Leonardo. Bevor er etwas davon erzählen konnte, sprudelte es nur so aus Gianna heraus. Das Mädchen berichtete, Leonardos Großvater hätte sich trotz seiner Rückenschmerzen auf ein Pferd gesetzt, um die Jungen zu suchen.

„Aber niemand hat gewußt, wo ihr gesteckt habt!“ meinte sie. „Außerdem hat es einen Brand oben in den Bergen gegeben und wir haben schon befürchtet, daß das irgendetwas mit euch zu tun hat!“

Dann wandte sie sich zu Luca herum und musterte ihn von oben bis unten. „Wer ist das denn?“ fragte sie.

„Auch das ist eine lange Geschichte,“ sagte Leonardo.

„Sein Name ist jedenfalls Luca,“ ergänzte Carlo. „Und alles hat damit angefangen, dass wir von einer Horde maskierter Banditen entführt wurden!“

Gianna sah sich die Jungen der Reihe nach an und meinte dann:

„Und ich dachte, ihr wärt vielleicht deshalb so dreckig und naß, weil ihr eine dieser Flugmaschinen nachgebaut habt, die Leonardo sich immer ausdenkt und dann damit in einem Tümpel gelandet seid.“

Auf dem letzten Stück des Weges bis zum Dorfplatz erzählte Carlo Gianna die Geschichte in groben Zügen.

Dort trennten sich dann ihre Wege.

Carlo ging zum Haus der Maldinis, um sich umzuziehen. Seine Mutter kam ihm bereits von dort entgegen.

Leonardo und Luca hingegen wandten sich zu dem Haus, das Leonardos Großvater bewohnte.

Dieser stand bereits vor der Tür und erwartete die Ankömmlinge. Von Gianna bekam er gleich eine Kurzfassung der Geschehnisse. Großvaters Gesicht blieb jedoch gefaßt. „Hol bitte meinen Sohn Ser Piero,“ sagte er. „Er soll sofort herkommen. Ich nehme an, daß er zurzeit vor seinem Haus sitzt und Bittsteller empfängt, die von ihm Briefe verfasst haben möchten... Jedenfalls habe ich ihn nicht davon reiten sehen!“

„Ich bin schon unterwegs,“ sagte Gianna und lief los. Großvater wandte sich unterdessen an die beiden Jungen.

„Ich bin froh, daß Carlo und du den Weg zurück gefunden habt“ sagte er. „Ganz gleich, was ihr auch angestellt haben mögt.“

„Diesmal sind wir—fast schuldlos“, meinte Leonardo. Er deutete auf Luca. „Dies ist übrigens Luca di Gioia, der Sohn von Emanuele di Gioia aus Florenz. Der hatte das Pech, ein paar Tage länger in dem finsternen Loch verbringen zu müssen, in dem man uns gefangen hielt.“

„Am besten, ihr zieht euch als erstes Mal trockene Sachen an und erzählt mir dann alles der Reihe nach, so daß ich es auch begreifen kann,“ schlug Großvater vor.

Eine Viertelstunde später saßen Luca und Leonardo am Tisch in der Stube des Großvaters. Luca hatte ein paar Sachen von Leonardo angezogen. Die waren an Armen und Beinen etwas zu kurz, aber immerhin trocken.

Leonardo hatte noch gar nicht richtig angefangen zu erzählen, da waren von draußen Schritte zu hören.

Im nächsten Moment stürzte ein Mann von Mitte dreißig in den Raum. Das war Ser Piero d'Antonio, Leonardos Vater.

„Gott sei Dank, du bist wieder da!“ stieß er hervor und umarmte Leonardo. Anschließend setzte er sich an den Tisch. „Von Gianna weiß ich schon die dramatische Kurzfassung!“ erklärte er.

„War denn keiner der Banditen hier, um eine Geldforderung zu stellen?“ fragte Leonardo überrascht.

Ser Piero und Großvater wechselten einen kurzen Blick miteinander und beide Männer schüttelten zur gleichen Zeit den Kopf.

„Nein, hier war niemand,“ erklärte Leonardos Vater. „Aber jetzt erzähle erstmal alles. Ich möchte es aus deinem Mund hören, weil ich mir nicht sicher bin, ob Gianna das wirklich richtig verstanden hat, oder ob sie mal wieder etwas übertreibt.“

„Ich fürchte, sie hat nicht übertrieben,“ meinte Leonardo und begann daraufhin noch einmal von neuem zu erzählen. Er faßte möglichst knapp zusammen, was geschehen war. Ab und zu ergänzte Luca seinen Bericht.

„Ich verstehe das trotzdem nicht,“ kam Leonardo schließlich noch einmal darauf zurück, daß sich offenbar keiner der Banditen gemeldet hatte, um eine Lösegeldforderung zu stellen. „So eine Forderung ist doch der ganze Sinn einer solchen Entführung!“

„Ich habe dir doch gesagt, daß sie die Eltern und Angehörigen normalerweise immer etwas schmoren lassen, damit sie sich auch richtig toll Sorgen machen!“ mischte sich Luca ein. „Davon abgesehen könnte es bei Carlo und dir ja auch sein, daß sie sich zunächst mal darüber informiert haben, ob eure Familien überhaupt zahlen können.“

„Es war ein sehr seltsamer Mann bei mir, der sich eingehend nach meinen Geschäften erkundigt hat“, sagte Ser Piero. „Er behauptete, daß er im Auftrag eines bedeutenden Handelshauses in Florenz unterwegs sei, um mich dazu zu gewinnen, für dieses Haus als Notar tätig zu sein. Angeblich soll Cosimo de' Medici mich empfohlen haben. Das ganze kam mir aber eigenartig vor, weil ich erstes von diesem Handelshaus noch nie etwas gehört hatte und der Kerl zweitens genauestens wissen wollte, mit wem ich Geschäfte mache.“

„Wie sah der Mann aus?“ fragte Leonardo.

Ser Piero zuckte mit den Schultern. „Eigentlich war nichts Besonderes an ihm. Ich habe ihn zunächst für einen Söldner der Stadtwache oder etwas Ähnliches gehalten. Über dem linken Auge hatte er eine Narbe, die wohl von einem Schwertkampf stammte.“

„Laß mich raten. Er trug sein Schwert an der rechten Seite—was bedeutet, daß er Linkshänder ist!“ unterbrach ihn Leonardo. Ser Piero nickte. „Ja!“ stieß sein Vater überrascht hervor.

„Dann ist das höchstwahrscheinlich der Anführer der Bande gewesen!“

„Und ein paar Tage später hättet Ihr dann einen Brief mit einer Geldforderung unter Eurem Türschlitz gefunden!“ ergänzte Luca. Leonardo stand auf. „Wir müssen Carlos Eltern fragen, ob der Mann mit der Narbe auch bei ihnen gewesen ist!“

„Augenblick!“ hielt ihn Großvaters Stimme zurück. „Wir werden jetzt erst einmal beratschlagen, wie es weitergehen kann.“

„Zum Beispiel ist zu klären, wie ich jetzt nach Florenz komme!“ mischte sich Luca ein. „Ich nehme an, daß bei meinem Vater längst eine Forderung eingegangen ist und jetzt machen sich meine Eltern Sorgen um mich, obwohl ich längst in Freiheit bin!“

„Ich werde morgen ohnehin nach Florenz reisen“, kündigte Ser Piero an. „Für Cosimo de' Medici habe ich eine Kopie des Vertrages über das Grundstücksgeschäft in Empoli erstellt. Das muß ich ihm so schnell wie möglich überbringen. Bei dieser Gelegenheit könnte ich dich mitnehmen und deinen Eltern übergeben, Luca!“

„Das wäre sehr nett, aber ich muß Euch warnen, mein Herr.“

„Wovor?“

„Ich nehme an, daß Konkurrenten meines Vaters die Entführung in Auftrag gegeben haben, um ihn zu ruinieren. Das bedeutet, dass die Banditen wahrscheinlich immer noch auf der Suche nach mir sind. Ihr begeben Euch also selbst in Gefahr!“

Ser Piero sah Luca etwas erstaunt an und wechselte dann einen Blick mit Großvater, bevor er schließlich fragte: „Wie kommst du zu dieser Ansicht?“

Luca seufzte. „Es hat schon einmal einen Versuch gegeben, mich zu entführen, aber die Leibwächter meines Vaters konnten das verhindern.“

„Wann war das?“ fragte Ser Piero.

„Vor ein paar Monaten. Ein paar Maskierte überfielen meine Mutter und mich in einer engen Gasse in Florenz, aber unsere Leibwächter konnten die Täter in die Flucht schlagen. Später habe ich mitgehört, wie sich meine Eltern darüber unterhielten. Seitdem war ständig ein Bewacher in meiner Nähe, um mich zu beschützen. Aber das hat nichts genützt, wie man gesehen hat.“

„Beweise für die Vermutung deiner Eltern gibt es also nicht“ schloß Ser Piero.

„Wenn es Beweise gäbe, säßen die Schuldigen längst hinter Schloß und Riegel.“

„Wir werden vorsichtig sein,“ versprach Ser Piero. „Aber ich halte es für besser, daß du so schnell möglich nach Hause kommst. Du bist dort auf jeden Fall sicherer als hier.“

Später ging Ser Piero noch zu den Maldinis, um sich danach zu erkundigen, ob auch dort der Mann mit der Narbe aufgetaucht war. Carlos Mutter konnte sich an ihn erinnern. Er hatte sich die Waren ausgiebig angesehen, aber letztlich doch nichts gekauft und war dann fortgeritten.

Luca befand sich derweil in Leonardos Zimmer und sah sich staunend um. Vor allem die Zeichnungen, die Leonardo von allerlei Fantasiemaschinen angefertigt hatte, interessierten ihn. Insbesondere eine Flugmaschine beeindruckte ihn. Eine Gondel wurde von mehreren Flügelpaaren getragen, die durch einen Pedalantrieb auf und nieder bewegt wurden. In der Gondel wiederum befanden sich Schießscharten für fünf Arkebusiere, wie man die Arkebusenschützen nannte.

„Kanonen sind nämlich zu schwer,“ erläuterte Leonardo seinen Entwurf. „Dann könnte die Maschine niemals fliegen!“

„Ich nehme an, daß die Männer an den Pedalen auch so ganz schön treten müssen, bis sich die Flügel schnell genug bewegen.“

„Ja, das ist ein Punkt, bei dem ich mir nicht sicher bin, ob ich noch mehr Pedaltreter einplanen müßte. Aber dadurch würde die Flugmaschine ja auch wieder schwerer, so daß sie noch schneller treten müßten!“

„Aber die Idee an sich ist genial,“ meinte Luca. „Man müßte so etwas mal in Wirklichkeit bauen! Dann könnte man ausprobieren, was funktioniert und was nicht!“

Leonardo seufzte. „Was meinst du, wie viel die Einzelteile schon kosten würden.“ Er schüttelte den Kopf. „Selbst mein Vater, der jetzt stolz darauf ist, daß er neuerdings für die Familie Medici arbeitet—so viel wird er auch damit in einem ganzen Jahr verdienen können.“

„Ich könnte mir denken, daß es Fürsten und Stadtherren zuhauf gibt, die an so einer Erfindung Interesse hätten!“ war Luca überzeugt. „Du müßtest dich dort mal vorstellen und deine Pläne zeigen! Vielleicht ist da jemand bereit dazu, das nötige Geld dafür auszugeben—denn wenn so eine Maschine tatsächlich existiert, läßt sich damit eine Stadt oder eine Burg doch hervorragend verteidigen!“

„Man kann natürlich auch die Nachbarstadt angreifen,“ gab Leonardo zu bedenken. „Festungsmauern lassen sich damit ja hervorragend überwinden...“

„...und wenn man zum Beispiel einem Mann wie Cosimo de' Medici mal vorrechnet, wie viele Kanonen er gießen lassen müßte, um die Mauern einer feindlichen Festung zu zerstören und wie preiswert dagegen dann eine Maschine ist, die fliegen kann, müßte er dir eigentlich sofort eine Anstellung geben!“

„Schön wär's!“ meinte Leonardo. „Aber als ich zuletzt versucht habe, wegen einer anderen Sache im Palast der Medici vorzusprechen, da hat man mich in die Küche gebracht und mir ein Stück Brot und etwas Käse gegeben, weil man mich für einen Bettler gehalten hat!“

Luca blickte an Leonardo herab und meinte. „Nun, vielleicht sollte man auch nicht barfuß zum Palast kommen, wenn man Eindruck machen will. Und nach der neuesten Mode scheinen deine Sachen auch nicht zu sein. Sag deinem Vater, er soll dich mal zum Maßschneider Guiseppe Canzoni schicken. Hinterher siehst du

wie aus dem Ei gepellt aus und wirst überall Eindruck machen. Die paar Florin, die das kostet, kannst du deinem Vater ja später zurückzahlen, wenn deine Idee ein Erfolg geworden ist! Ach, was sage ich: Zehnfach kannst du ihm den Betrag zurückzahlen, denn das kann doch alles gar nicht schief gehen!“

Aber Leonardo war da weit weniger überzeugt.

„Ich glaube, es gibt da noch ein anderes Hindernis“, meinte er.

„So? Was meinst du?“

„Wenn man als Kind zum Palast geht, wird man doch einfach nicht ernst genommen. Was hätte es bewirkt, wenn ich schön gekleidet gewesen wäre? Wahrscheinlich hätte ich dann nicht einmal ein Stück Brot gekriegt, weil man sich gedacht hätte: Wer so gut gekleidet ist, kann sich das selbst kaufen!“

„Irrtum!“ widersprach Luca. „Es kommt immer darauf an, wie man auftritt. Sagt mein Vater jedenfalls und dem gehört schließlich eines der reichsten Handelshäuser in Florenz. Er sagt immer: Wenn du auftrittst wie ein König, wirst du auch wie einer behandelt!“

„Mag ja sein. Das ändert aber nichts daran, daß mein Alter ein Problem ist. Selbst in eine Werkstatt könnte ich jetzt noch nicht eintreten!“

Etwas später am Abend kehrte Ser Piero noch einmal in Großvaters Haus zurück und berichtete davon, daß der Mann mit der Narbe offenbar auch bei den Maldinis gewesen war.

„Dieser Bande muß man das Handwerk legen“, meinte Großvater.

„Aber glaubst du, daß man diese Banditen wirklich aufspüren wird? Dazu bräuchte man zwanzig Mann oder mehr, die die Gegend absuchen!“

„Ich nehme an, daß die Bande längst nicht mehr hier in der Gegend ist“, erwiderte Ser Piero.

Leonardo und Luca hatten die Worte der beiden Männer aus dem Obergeschoß mit angehört. Sobald das Gespräch begonnen hatte, waren sie still gewesen und hatten die Ohren gespitzt. Jetzt kamen sie die Treppe hinunter.

Ser Piero wandte sich an Luca. „Sei morgen früh vor Sonnenaufgang fertig. Wir reiten dann nach Florenz.“

„Gut“, nickte Luca.

„Du kannst doch reiten, oder?“

„Gewiß! Aber ich komme so selten dazu. Vielleicht liegt das auch daran, daß ich mich so schwer entscheiden kann, welches der drei Pferde, die ich geschenkt bekommen habe, ich nehmen soll!“

„In diesem Fall wird die Entscheidung dir leicht fallen Luca“, gab Ser Piero zurück. „Ich habe nämlich nur ein Pferd, das ich dir anbieten kann. Es steht hier bei Leonardos Großvater im Stall und heißt Marcella—eine gutmütige Stute, die ich als Pfand von einem Mann bekommen habe, der mir noch Geld schuldet.“

„Ich hoffe nur, daß der Sattel nicht zu hart ist,“ meinte Luca.

„Ich komme mit,“ mischte sich jetzt Leonardo in das Gespräch zwischen seinem Vater und Luca ein.

Ser Piero sah seinen Sohn mit einem Stirnrunzeln an und schüttelte dann den Kopf. „Das kommt nicht in Frage, Leonardo.“

„Aber die Gefahr ist doch erst vorüber, wenn dieser Bande das Handwerk gelegt wurde! Und deshalb muß ich nach Florenz, um dort eine Aussage zu machen! Wenn Luca mit seiner Vermutung recht hat, und es stecken geschäftlicher Kon-

kurrenten seines Vaters dahinter, dann werden doch einige der Banditen sicher auch in Florenz anzutreffen sein! Und vielleicht ist es dann notwendig, daß sie jemand erkennt, wenn die Stadtwache einen Verdächtigen festgenommen hat!“

„Leonardo hat recht,“ bekam Leonardo überraschend Schützenhilfe von seinem Großvater. „Wir müssen davon ausgehen, daß diese Banditen alles über uns herausgefunden haben, aber wir wissen nichts über sie. Jeder Reiter, der nach Vinci kommt, könnte zu ihnen gehören und sich vielleicht überlegen, daß es zu gefährlich ist, Leonardo am Leben zu lassen, weil er vielleicht doch zuviel mitbekommen hat. Alle drei Jungs sind erst wieder sicher, wenn die Bande hinter Schloß und Riegel sitzt und das kann man nur von Florenz aus erreichen.“

„Dann bist du also dafür, Vater?“, fragte Ser Piero stirnrunzelnd. Großvater hob die Schultern. „Ich bin ein alter Mann, der es mit dem Rücken hat und nur mit großer Mühe noch auf einen Pferderücken hinaufkommt. Kannst du mir sagen, wie ich Leonardo schützen sollte?“

„Im Haus meines Vaters gibt es Leibwächter genug“, mischte sich nun wieder Luca ein. „Und ich bin überzeugt davon, daß mein Vater nichts dagegen hätte, wenn Leonardo und Carlo eine Weile bei uns wohnen würden—nach allem, was sie für mich getan haben. Schließlich wäre ich wohl noch immer nicht frei, wenn die beiden nicht gewesen wären.“

Ser Piero lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Er schien nachzudenken. Auf seiner Stirn erschienen ein paar gewellte Falten.

„Wenn Carlo auch noch mitkommt, bräuchten wir allerdings noch ein weiteres Pferd,“ gab Leonardo zu bedenken. „Ich glaube kaum, daß auf Marcella drei Kinder reiten könnten.“

„Auf jeden Fall währt ihr bei uns sicherer, als irgendwo sonst im Umkreis von hundert Meilen,“ glaubte Luca.

Nachdem auch Großvater noch einmal in das Gespräch eingriff und herausstellte, wie wenig er in der Lage war, Leonardo im Notfall vor den Banditen zu schützen, gab Ser Piero schließlich nach.

„Gut,“ sagte er. „Ich bin einverstanden und werde mit Carlos Eltern darüber sprechen.“

„Vielleicht könnte Carlos Vater dich ja begleiten, Piero!“ meinte Großvater.

Aber Ser Piero schüttelte den Kopf. „Nein, das wäre keine gute Idee.“

„Warum nicht?“

„Weil das auffallen würde. Falls jemand aus der Bande nach Vinci kommt und sich etwas umhört, dann wird er es ziemlich ungewöhnlich finden, daß ein Notar und ein Händler zur gleichen Zeit nach Florenz aufbrechen. Aber Carlos Vater könnte uns eines seiner Pferde leihen.“

Noch am selben Abend sprach Ser Piero mit Carlos Vater, der schließlich einsah, daß sein Sohn wahrscheinlich im Haus der Familie di Gioia fürs Erste sicherer war, als bei ihm zu Hause. Und so hatte er am Ende nichts dagegen einzuwenden, daß Carlo ebenfalls nach Florenz ritt. Er ließ dazu eines seiner Zugpferde aus, das auch als Reitpferd taugte.

Kapitel 6

Aufbruch.

Früh am Morgen, noch bevor die Sonne über den Horizont strahlte, brach die Gruppe auf. Luca war der Sattel zu hart, den Großvater ihm zur Verfügung stellte. Aber auch Ser Pieros Sattel behagte dem verwöhnten Jungen nicht. Schließlich kam er zu dem Schluß, daß er am besten auf dem Zugpferd der Maldinis sitzen konnte, dessen Rücken etwas breiter war als dies bei Marcella der Fall war. So ritt Luca auf dem Pferd der Maldinis, das Niccolo hieß—allerdings völlig ohne Sattel, denn das war ihm am angenehmsten. Ser Piero und Großvater mußten sich miteinander sehr beherrschen, um nicht einzugreifen. Großvater verdrehte dabei die Augen, achtete allerdings darauf, daß Luca das nicht mitbekam. Leonardo wechselte zwischendurch einen Blick mit Großvater und dieser Blick schien zu sagen: *Eigentlich hast du es mit mir doch gar nicht so schwer, oder?*

Mit einiger Verspätung verließen sie dann das Dorf. Ser Piero hatte sich einen abgelegenen Umweg nach Florenz überlegt—zur Sicherheit.

„Haltet die Augen offen“, sagte er an die Jungen gewandt. „Jede Kleinigkeit, die euch irgendwie verdächtig vorkommt, müßt ihr sofort melden!“

„Wir halten die Augen offen,“ versprach Leonardo. Er saß zusammen mit Carlo auf dem Rücken von Marcella.

Der Weg, den Ser Piero sich vorgenommen hatte, führte abseits der großen Straßen und Wege und man mußte damit rechnen, daß sie deswegen auch etwas länger für den Weg in die große Stadt brauchten.

Luca erzählte ihnen von all den erstaunlichen Dingen, die es dort gab. Leonardo und Carlo, die ja beide schon in Florenz gewesen waren, konnte das wenig beeindrucken. Sie hörten Luca jedoch trotzdem zu und dachten sich ihren Teil.

Es war bereits früher Abend, als sie endlich Florenz erreichten. Schon aus weiter Ferne waren die gewaltigen Stadtmauern mit den Festungsanlagen zu sehen. Auf den Wachttürmen gingen Soldaten der Stadtwache auf und ab.

Ser Piero führte die Gruppe zur Porta di Miniato, einem der elf Stadttore von Florenz. Gleich daneben befand sich die Fortezza di Miniato, eine vorgeschobene Festung. Die Stadtmauer hatte an dieser Stelle eine starke Ausbuchtung.

Die Wächter am Tor ließen die vier passieren.

„Von nun an kann ich euch führen!“ meinte Luca. „Den Weg nach Hause kann ich schließlich im Schlaf.“

„Nur zu,“ stimmte Ser Piero zu.

Sie ritten durch die geschäftigen Straßen dieser Stadt, in der sich Bank- und Handelshäuser mit den palastartigen Häusern reicher, alteingesessener Bürger abwechselten, die man als Patrizier bezeichnete... Gaukler führten auf offener Straße ihre Kunststücke und Späße vor. An manchen Stellen gab es sogar kleine Theateraufführungen, entweder mit Handpuppen oder mit richtigen Schauspielern. Die Menschen drängten sich so sehr darum, daß es an diesen Stellen schwierig war, durchzukommen.

Leonardo erhaschte einige Blicke auf diese Aufführungen und war sofort fasziniert.

So etwas mußte er sich ein anderes Mal unbedingt genauer ansehen. Aber im Moment gab es einfach Wichtigeres. Schweren Herzens mußte er das einsehen.

Luca führte die Gruppe schließlich zum Haus der Familie di Gioia. So prächtig wie der Medici Palast war es zwar nicht—aber es hatte immer noch gewaltige Ausmaße.

Auch hier standen Wächter an dem gußeisernen Tor, das den Weg zum Innenhof versperrte.

Ser Piero ging zu einem dieser Wächter und brachte sein Anliegen vor.

Der Wächter runzelte die Stirn. Mit der rechten Hand spielte er nervös am Knauf seines Schwertes. Ihm schien die Sache nicht ganz geheuer zu sein.

„Erkennst du mich nicht, Ricardo?“, fragte Luca. „Vielleicht erkennst du mich nicht, weil ich ein paar Sachen trage, die mir mein Freund Leonardo geliehen hat—aber ich bin es wirklich!“

Jetzt erkannte auch der Wächter den Jungen wieder.

„Ihr müßt schon entschuldigen, junger Herr—aber in diesen Lumpen!“

„Ist ja schon gut,“ erwiderte Luca. „Es macht dir niemand einen Vorwurf, daß du mich nicht gleich erkannt hast, aber jetzt wäre es fein, wenn mein Vater verständig werden könnte!“

„Aber gewiß doch!“ versicherte der Wächter sofort. Ser Piero und die Jungen wurden nun von Ricardo in den Innenhof geleitet. Von dort aus ging es zum Hauptportal hinein. Emanuele di Gioia, der Herr des Hauses empfing sie in einem weiten, mit kostbaren Möbeln ausgestatteten Raum. Er war übergücklich, seinen Sohn Luca wieder in die Arme schließen zu können.

„Wo ist Mutter?“ fragte der Junge.

„Hier!“ meldete sich eine weibliche Stimme von der anderen Seite des Raumes. Eine Frau in einem reichhaltig verzierten Kleid war soeben durch einen Seitengang getreten. „Ich habe es gerade erst von der Dienerschaft gehört! Luca! Du bist wieder frei! Wie wunderbar!“

Sie schloß ihren Sohn in die Arme.

Ser Piero faßte in knappen Worten zusammen, was sich ereignet hatte. Emanuele di Gioia wandte sich daraufhin an Carlo und Leonardo. „Wie es scheint bin ich euch beiden sehr zu Dank verpflichtet!“ sagte der groß gewachsene Mann, der einen Spitzbart trug. Seine Hand ruhte am Griff eines Rapiers. Dieses zweischneidige Schwert erfreute sich immer größerer Beliebtheit, da es viel leichter war als die bis dahin üblichen Schwerter. Nicht nur bei Rittern und Adeligen, sondern auch bei städtischen Bürgern, die immer häufiger Schwerter trugen, auch wenn sie häufig gar nicht gelernt hatten, damit umzugehen. „Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß ihr fürs Erste in meinem Haus bleiben könnt—und natürlich auch Ihr, Ser Piero! So lange Ihr in Florenz zu bleiben gedenkt seid Ihr hier willkommen!“

„Euer Sohn äußerte die Vermutung, daß ein geschäftlicher Konkurrent die Entführung Eures Sohnes in Auftrag gegeben hat“ sagte Ser Piero.

Emanuele di Gioia wechselte mit Luca einen kurzen Blick. Dann nickte er. „Ja, diese Vermutung haben wir.“

„Allerdings haben wir bislang keine Beweise,“ meldete sich Lucas Mutter zu Wort. Die Signora di Gioia trat neben ihren Mann. „Ich weiß nicht, ob Luca Ihnen auch berichtet hat, daß nicht zum ersten Mal versucht wurde, unseren Sohn zu entführen—und auch ich bin schon beinahe Opfer eines solchen Angriffs geworden.“

„Doch, davon hat Ihr Sohn berichtet“, bestätigte Ser Piero. „Gibt es denn jemanden, der da in Frage käme?“

„Das ist es ja!“, stieß die Signora di Gioia verzweifelt hervor und ihr Mann legte tröstend den Arm um sie. „Es kommen ein Dutzend Personen in Frage, die meinen Mann lieber heute als morgen ruinieren und ihn aus dem Geschäft drängen würden. Sein Erfolg ist ihm ein Dorn im Auge...“

„Habt Ihr schon die Stadtwache eingeschaltet?“ fragte Ser Piero.

„Oder vielleicht sogar den Rat? Er könnte einen Ermittler einsetzen!“

„Guter Ser Piero! Die Männer, die wir in Verdacht haben, sind doch alle selbst Mitglied in der Ratsversammlung. Was würde es nutzen, wenn die einen Ermittler bestimmt, der dann wahrscheinlich einer ihrer Freunde wäre und garantiert nichts gegen diese Machenschaften unternehmen würde,“ gab Signora di Gioia zu bedenken. „Und die Stadtwache? Deren Kommandant ist meinem Mann mehr als nur einen Gefallen schuldig—aber solange wir keine Beweise vorlegen können, kann er nichts unternehmen.“

„Dennoch sollten die Jungen dem Kommandanten gegenüber eine Aussage machen. Vielleicht bewegt ihn das ja dazu, selbst Nachforschungen anzustellen,“ fand Ser Piero.

„Ich werde veranlassen, daß der Kommandant hierher kommt und die Kinder vernimmt,“ versprach Emanuele di Gioia. In diesem Moment trat ein Diener ein. Er trug eine knallrote Uniform mit weißen Streifen, wie es offenbar für die Diener im Haus der Familie di Gioia üblich war. Das lustigste, wie Leonardo fand, war der Hut mit der rotgefärbten Feder, den der Diener tragen mußte.

Er wandte sich mit einer Verbeugung an seinen Herren. „Michele D’Andrea ist soeben eingetroffen und...“

Aber der Diener hatte noch gar nicht zu Ende gesprochen, da drängelte sich bereits ein Mann mit einem dunklen Umhang und sehr kurzen Schwert an der Seite in den Raum. Er trug eine schräg sitzende Mütze mit Federschmuck.

„Emanuele!“ rief er. „Ich sehe, Euer Sohn ist gesund zurückgekehrt! Euer Diener hat es mir gesagt und Ihr mögt mir verzeihen, daß ich einfach hier so eindrin-ge und nicht mehr abwarten konnte, bis ich hereingebeten wurde!“

„Das ist in Eurem Fall nicht nötig, alter Freund,“ sagte Emanuele di Gioia. Er wandte sich Ser Piero zu und erklärte: „Dies ist Michele D’Andrea, ein Freund der Familie, der mir in vielen schweren Stunden mit Rat und Tat zur Seite stand!“

Michele D’Andrea verneigte sich tief und nahm dabei seine Mütze ab, während Ser Piero ihm vorgestellt wurde.

„Zu Diensten“, sagte er.

Leonardo beobachtete genau das Gesicht dieses sehr vornehm gekleideten Mannes. Sein Schwert war so kurz, daß er es wohl nur zur Zierde trug. Leonardo beobachtete das Gesicht dieses Mannes. Sein Lächeln war breit und wirkte so starr wie bei einer Maske. Und seine Stimme hatte einen schneidenden, scharfen Klang. Nachdem der Hausherr ihm kurz berichtet hatte, daß sein Sohn die Freiheit den beiden Jungen verdankte, die mit Ser Piero nach Florenz gekommen waren, musterte Michele D’Andrea erst Carlo von bis unten und dann Leonardo.

„Dann seid ihr beide ja richtige Helden!“ meinte er.

„Naja, das ist wohl etwas übertrieben“, antwortete Carlo. Leonardo bemerkte derweil, das Luca sich mit dem rot gekleideten Diener unterhielt—allerdings so leise, daß man nichts davon verstehen konnte.

„Was ist das für ein Kerl?“ fragte Leonardo—später, als Luca sie mit in sein Zimmer nahm.

Er sah Leonardo erstaunt an.

„Wen meinst du? Diesen Michele D’Andrea?“

„Ja.“

Luca zuckte mit den Schultern. „Ein alter Freund der Familie. Ich kenne ihn schon seit ich mich erinnern kann. Ihm gehört eine Bank hier in Florenz.“

„Er wirkt irgendwie... unsympathisch. Ich weiß nicht warum, aber ich kann ihn nicht leiden.“

„Er ist einer der einflußreichsten Geschäftsleute in Florenz“, erklärte Luca. „Zum Namenstag schenkt er mir immer etwas—also wüßte ich nicht, weshalb ich ihn nicht nett finden sollte!“

Zwei Diener trugen ein Bett herein und stellten es ans Fenster.

„Wer von euch will dort schlafen?“ fragte Luca. Carlo und Leonardo sahen Luca erstaunt an.

„Wie meinst du das?“ fragte Carlo etwas irritiert.

„So wie ich es sage“, erwiderte Luca. „Eigentlich solltet ihr in Gästezimmern schlafen, aber ich finde es lustiger, wenn eure Betten hier bei mir stehen. Dann können wir uns noch bis spät in die Nacht unterhalten und es ist nicht so langweilig wie sonst.“ Luca wandte sich an die beiden Diener und deutete neben die Tür. „Das andere Bett bitte hier her!“

„Jawohl, junger Herr,“ antworteten die beiden Diener wie aus einem Mund.

Luca wandte sich an Leonardo und Carlo und fragte: „Ich habe euch gar nicht gefragt, aber ihr habt doch sicher nichts dagegen, oder?“

Carlo zuckte die Schultern.

Leonardo sagte: „Nun, ich...“

Aber weiter kam er gar nicht mehr, denn Luca schnitt ihm das Wort ab. „Fein, daß ihr es auch lustiger findet, wenn wir zusammen sind. Vor allem können wir uns dann auch gegenseitig bewachen und auf uns aufpassen.“

„Meinst du, es kann hier jemand hereinkommen und uns was tun?“ fragte Carlo. „Ich dachte, euer Haus wird so gut bewacht! Und einige der Männer, die hier aufpassen, haben wir ja auch kennen gelernt.“

„Diesen Ricardo zum Beispiel“, ergänzte Leonardo.

„Ihr könnt ganz beruhigt sein! Unser Haus wird auch bei Nacht bewacht. Aber wer garantiert uns, daß unter den Leibwächtern meines Vaters nicht Verräter sind? Männer, die bestochen oder erpreßt wurden?“

„Ich glaube, jetzt willst du uns nur Angst machen, damit wir nicht darauf bestehen, in eigenen Zimmern zu schlafen,“ erkannte Leonardo.

„Nein, was ich sage ist die Wahrheit!“ behauptete Luca. Leonardo machte eine wegwerfende Handbewegung. „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wir bleiben ja bei dir!“

„Gut“, sagte Luca. „Und jetzt möchte ich, daß du mir noch einen Gefallen tust, Leonardo.“

„Und was?“

Luca ging an einen Schreibtisch, öffnete eine Schublade und holte etwas Papier heraus. „Ich möchte, daß du mir eine Fantasiemaschine zeichnest!“

„Was für eine Maschine soll das sein, Luca?“

„Keine Ahnung. Vielleicht eine Maschine, die Verbrecher fangen kann.“

„So etwas könnten wir jetzt gut gebrauchen“, meinte Carlo seufzend.

„Diese Maschine würde uns gar nichts nützen“, erklärte Leonardo. „Schließlich wissen wir ja nicht, wen sie fangen sollte! Bis jetzt haben wir doch keine Ahnung, wer die Banditen waren. Und ob der Verdacht, daß irgendein Geschäftspartner von Lucas Vater dahinter steckt richtig ist, wissen wir auch nicht...“

„Aber mal ehrlich, Leonardo—sahen diese Männer aus wie einfache Strauchdiebe?“ fragte Luca.

Leonardo zuckte mit den Schultern. „Jedenfalls male ich dir gerne eine Maschine, wie du sie haben willst. Vielleicht kommt mir dabei noch ein guter Einfall, wie wir mehr herausfinden könnten.“

Leonardo begann zu zeichnen. Die Bleistifte, die Luca zur Verfügung hatte, waren viel besser als die, mit denen Leonardo bisher seine Zeichnungen anfertigen mußte. Sie gingen leichter und es ließen sich feinere Linien damit ziehen.

„Zeichnest du oft?“ fragte Leonardo.

„Nein, nicht oft,“ antwortete Luca. „Ehrlich gesagt, macht es mir auch nicht wirklich Spaß, aber ich habe die Stifte nun mal geschenkt bekommen.“

Leonardo begann eine Maschine zu erfinden, die über die über die Stadt fliegen konnte. Sie bestand aus einer Gondel, die von vier Flugmaschinen gehalten wurde. Diese Flugmaschinen besaßen jeweils einen Pedalantrieb, der von einem Mann getreten wurde. Dadurch bewegten sich die schmetterlingsähnlichen Flügel der Maschine auf und ab.

Auf der Gondel selbst gab es eine Vorrichtung, mit der Netze geworfen werden konnten, mit denen dann die Verbrecher eingefangen wurden.

„Diese Zeichnung werde ich mir gut aufbewahren!“ meinte Luca.

„Wenn ich dann mal größer bin, und meine eigenen Geschäfte mache, werde ich die Erfindung der Stadtregierung anbieten! Die müssen mir dafür ein Vermögen zahlen!“

„Von dem du mir dann hoffentlich was abgibst!“ meinte Leonardo.

„Mal sehen“, sagte Luca.

Eine ganze Weile lang sagte keiner der Jungen ein Wort. Luca schaute nur interessiert zu, wie Leonardo zeichnete und Carlo stand am Fenster, blickte hinaus und langweilte sich.

„Gibt es eigentlich eine Möglichkeit, wie man das Haus eurer Familie verlassen kann, ohne daß man das gleich merkt?“ fragte Leonardo.

„Sicher. Es gibt einen Hintereingang für Lieferanten. Der wird zwar auch bewacht, aber man kommt auf jeden Fall leichter durch, als beim Vordereingang. Warum fragst du?“

„Wenn wir herausfinden wollen, wer die Entführer waren und wer dahinter steckt, können wir das schlecht von hier aus. Aber im Moment sind sowohl mein Vater als auch deine Eltern so besorgt um uns, daß ich befürchte, man wird uns hier nicht so einfach weg lassen, so daß wir uns auf der Straße umsehen könnten.“

„Da hast du wohl recht“ meinte Luca. „Aber wo würdest du dich denn umsehen, wenn du da etwas herausfinden wolltest?“

„Ich würde mich unter den Angehörigen der Stadtwache umhören“, meinte Leonardo. „Die Männer, die uns entführt haben, waren gut bewaffnet—nicht irgendwelche armen Bauern, die auf diese Weise Geld erpressen wollten! Schwerter, eine Arkebuse—wer hat so etwas?“

„Söldner.“

„Genau. Und es könnte doch sein, daß die mal bei der Stadtwache angestellt waren!“

„Die meisten bleiben nicht lange bei der Stadtwache“, meinte Luca. „Sie versuchen Leibwächter bei den reichen Familien zu werden. Dort bekommen sie viel mehr Geld.“

„Woher weißt du das?“

„Frag Ricardo, der war früher auch bei der Stadtwache! Du wirst es nicht glauben für wie wenig Geld er da arbeiten mußte—und er mußte sogar noch seine eigenen Waffen mitbringen!“

„Ich dachte immer, Florenz wäre so reich“ erwiderte Leonardo erstaunt.

Luca lachte. „Einige Bürger von Florenz sind reich! Aber nicht die Stadt selbst!“

Später kam Ser Piero noch zu den Jungen. Er berichtete Leonardo, daß er in einem der Gästezimmer des Hauses untergekommen war. Er sah auf die Zeichnung, die Leonardo angefertigt hatte und meinte: „Wie ich sehe, bist du ja ganz in deinem Element! Aber ich würde vorschlagen, daß ihr jetzt langsam auch zu Bett geht. Sonst könnt ihr morgen keine vernünftige Aussage machen, wenn sich der Kommandant der Stadtwache hier her bemüht, um euch zu vernehmen.“

„Ich mache nur noch die Zeichnung fertig,“ sagte Leonardo. Carlo gähnte auch schon. Und Luca hatte Mühe es zu unterdrücken. Aber er wollte unbedingt, daß Leonardo zuerst noch die Zeichnung vollendete.

Kapitel 7

Ein Schrecken in der Nacht.

Leonardo schlief unruhig. Er hatte so viel erlebt, daß es ihm trotz der späten Stunde einfach schwer fiel, die Augen zu schließen und einzuschlafen. Immer wieder wälzte er sich in dem für ihn fremden Bett herum und mußte an so viele Dinge auf einmal denken, daß ihm der Kopf schwirrte.

Dann fiel er schließlich in einen unruhigen Schlaf. Ein Geräusch weckte ihn und ließ ihn hochfahren. Er hatte geträumt, daß er noch in der feuchten Grube, wäre, in dem die Entführer ihn, Luca und Carlo gefangen gehalten hatten. Und zuerst dachte Leonardo auch, dass dieses Geräusch mit seinem Traum zusammenhing.

Aber dann begriff er, daß das nicht der Fall war. Es war fast vollkommen dunkel.

Etwas Mondlicht fiel durch das Fenster herein. Die Familie di Gioia konnte sich den Luxus leisten, die Fenster ihres Hause mit Glas zu versehen, was nur bei reichen Bürgern üblich war—oder in Kirchen.

Mit einem Knarren öffnete sich die Türe einen Spalt. Eine Gestalt wurde als schattenhafter Umriss sichtbar. Sie trug einen Umhang. Darunter ragte ein Schwert hervor. Vom Flur her waren Schritte zu hören.

„Wo ist er?“ flüsterte eine Stimme.

„Ich weiß es nicht! Hier stehen drei Betten!“ antwortete ein anderer Mann leise.

Der Türspalt wurde größer.

Der erste Mann trat nun ein. Er trug schwere Reiterstiefel. Der Boden knarrte leicht unter seinem Tritt, obwohl er sich darum bemühte, kein Geräusch zu machen.

„Carlo! Luca! Aufwachen!“ rief Leonardo laut. „Einbrecher!“

Der Mann drehte sich in Leonardos Richtung.

Leonardo fuhr hoch, schlug die Decke zur Seite und sprang aus dem Bett. Bevor der Mann im Umhang ihn packen konnte, war er bereits entwischt. Er floh in den Nachbarraum, aus dem die Diener sein Bett geholt hatten. Inzwischen wurden Luca und Carlo wach. Carlo schrie derweil aus Leibeskräften.

Luca schrie ebenfalls.

Leonardo sah durch die offene Tür, daß zwei Männer Luca festhielten. „Das ist er!“ rief einer von ihnen.

„Es war auch nur von einem Kind die Rede—nicht von Dreien!“

„Laßt mich los!“, rief Luca und strampelte um sich. Ein dritter Mann folgte Leonardo in das Nebenzimmer.

„Es darf keine Zeugen geben!“, sagte er.

Er zog sein Schwert.

Leonardo stand einen Moment lang wie angewurzelt da. Der Mann schlug seinen Umhang zur Seite. Das Mondlicht beschien sein Gesicht. Aber er trug eine Maske. Ein Tuch hatte er sich um Mund und Nase gebunden, so daß nur die Augen für einen kurzen Moment zu sehen waren, ehe sie wieder im Schatten der Dunkelheit verschwanden. Vergeblich hatte Leonardo zu erkennen versucht, ob dieser Mann vielleicht eine Narbe oberhalb der Augenbrauen hatte. Aber das war trotz des Mondlichts nicht zu erkennen gewesen.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, während der Mann einen kleinen, runden Tisch, der zwischen ihnen stand, mit einem wuchtigen Tritt seiner Stiefel einfach zur Seite kegelte. Er wollte offenbar verhindern, daß Leonardo um den Tisch herum lief und mit ihm Katz und Maus spielte. Jetzt war das letzte Hindernis, das Leonardo noch schützte, weg.

Der Junge löste sich aus seiner Erstarrung und machte einen Schritt zurück. Sein bloßer Fuß berührte mit der Hacke irgendetwas Kaltes. Steine! Das bedeutete, er konnte nicht weiter zurückweichen—und um zur Tür zu gelangen, über die er in den Flur hätte laufen können, mußte er zu dicht an dem Kerl vorbei.

Er blickte zur Seite und sah, daß die Steine, gegen die er mit der Hacke gekommen war, zum Kamin gehörten. Die Asche glühte noch. Kurz entschlossen griff Leonardo zur Kaminschippe und schleuderte dem Angreifer eine Ladung heiße Asche entgegen. Der Mann stöhnte auf. Wie tausend Glühwürmchen flogen die

Aschestückchen durch die Luft. Leonardo rannte zu jener Tür, die zum Flur führte und riß sie auf.

Stimmen waren zu hören.

Wie Schatten kamen ihm Gestalten entgegen.

„Da ist der Junge!“

„Nein, das ist der Sohn des Notars.“

„Wo ist Luca?“

Leonardo erkannte nun, daß es Ricardo und die anderen Wächter des Hauses waren, die herbeigeeilt waren.

„Sie sind in Lucas Zimmer!“ rief Leonardo. „Drei Mann habe ich gesehen!“

Die Leibwächter der Familie di Gioia stürmten in Lucas Zimmer. Leonardo folgte ihnen bis zur Tür, denn er wollte mitbekommen, was geschah.

Die Einbrecher zogen ihre Schwerter. Die beiden Männer, die versucht hatten, Luca zu packen, ließen ihn nun los. Sie zogen die Schwerter und im nächsten Moment wurden die Klingen gekreuzt. Stahl schlug auf Stahl. Luca verkroch sich unter dem Schreibtisch. Carlo drückte sich in eine Ecke, während in der Mitte des Raumes gekämpft wurde.

Einer der Einbrecher warf Ricardo eine der Bettdecken zu, die sich um dessen Schwert legte. Als Ricardo die Decke abgeschüttelt hatte, war der Kerl bereits mit einem Satz durch das Fenster gesprungen. Das Glas splitterte.

Sein Komplize gab dem Wächter, mit dem er kämpfte einen Tritt, der diesen zu Boden taumeln ließ und sprang dann ebenfalls aus dem Fenster.

Der dritte Mann, den Leonardo mit Asche geblendet hatte, schien sich einigermaßen erholt zu haben. Er hatte das Fenster im Nebenraum bereits geöffnet, als noch gekämpft worden war und hatte ebenfalls einen Sprung gewagt. Er sprang als letzter und landete in einem, der großen, steinernen und mit Erde gefüllten Pflanzkübel, die vor dem Haus standen. Einer der beiden anderen Männer landete im Kübel daneben, während der dritte Einbrecher auf dem Dach einer Kutsche aufkam, die vor dem Haus wartete. Das Dach hielt dem Aufprall nicht stand. Es brach ein. Die beiden anderen rappelten sich aus den Blumen hervor und humpelten zur Kutsche. Sie stiegen seitlich auf die Trittbretter und hielten sich gut fest, während der vermummte Kutscher die Pferde vorantrieb.

Leonardo sah sie gerade noch um die nächste Decke biegen, als er zum Fenster gelangte.

„Mit dieser Kutsche wollten die euch wohl wegbringen“ meinte Ricardo.

Aber daran zweifelte Leonardo.

Er atmete tief durch und meinte: „Ich glaube, die Einbrecher wollten nur Luca entführen“ meinte er. „Mit Carlo und mir hätten die wohl am liebsten kurzen Prozeß gemacht!“

Es wurde Licht gemacht, indem mehrere Kronleuchter angezündet wurden. Im Haus liefen alle zusammen. Emanuele di Gioia erschien in seinem Nachtgewand, um sich davon zu überzeugen, daß mit seinem Sohn Luca alles in Ordnung war. Lucas Mutter schloß ihren Sohn erleichtert in die Arme.

Ser Piero war ebenfalls erwacht.

„Offenbar sind die Kinder nicht einmal hier sicher,“ stellte er fest.

„Ein dreister Anschlag war das,“ stellte Emanuele di Gioia fest.

„Aber dank der Wachsamkeit meiner Leibwächter ist daraus nichts geworden.“ Er wandte sich an Ricardo. „Ich danke jedem einzelnen von euch. Aber in Zukunft werden wir wohl noch sehr viel wachsamer sein müssen.“

„Wenn Ihr wollt, dann werde ich persönlich den Rest der Nacht hier Wache halten,“ bot Ricardo an.

„Das wäre mir sehr recht,“ bekannte Emanuele di Gioia. „Ich glaube zwar nicht, daß diese Halunken in dieser Nacht noch einmal zurückkehren, aber wenigstens beruhigen sich dann die Kinder!“

„Ihr solltet zuerst die Frage klären, wie diese Männer ins Haus gelangen konnten!“ fand Leonardo. „Sie sind schließlich nicht durch das Fenster geklettert...“

Der Hausherr nickte. „Dieser Frage werden wir ganz bestimmt nachgehen, Junge,“ versprach er. „Ich werde meine gesamte Dienerschaft durch das Haus schicken, damit sie nach jeder noch so kleinen Spur sucht, die die Eindringlinge vielleicht hinterlassen haben könnten!“

„Ihr setzt voraus, daß Ihr jedem in Eurem Haus trauen könnt,“ erwiderte Leonardo. „Aber das würde ich nicht. Ich vermute, daß es jemanden in Eurer unmittelbaren Umgebung gibt, der den Einbrechern irgendwie geholfen hat.“

Das Gesicht Emanuele di Gioias wurde jetzt sehr ernst.

„Auch dem werde ich nachgehen. Im Übrigen schicke ich gleich noch einen Diener zur Stadtwache, der dort Bescheid sagt. Wenn am Morgen die Stadttore geöffnet werden, können die Wächter darauf achten, ob jemand Verdächtiger die Stadt verläßt...“

„Die werden nicht die Stadt verlassen,“ prophezeite Leonardo. „Schließlich haben sie doch noch nicht erreicht, was sie wollten!“

An Schlaf war nach diesem Erlebnis natürlich überhaupt nicht mehr zu denken. Leonardo saß aufrecht in seinem Bett und beschloß, sich etwas mit Ricardo zu unterhalten.

„Du warst früher bei der Stadtwache angestellt“, begann er.

Ricardo nickte.

Er saß am Fenster auf einem Stuhl und blickte regelmäßig hinaus auf die finstere Straße.

„Woher weißt du das?“ fragte er etwas überrascht.

„Luca hat es mir erzählt.“

Ricardo nickte. „Es stimmt. Ich war anderthalb Jahre bei der Stadtwache, bevor ich die Anstellung im Haus der Familie di Gioia gefunden habe. Die suchten jemanden, der ihr Haus bewacht und zuverlässig ist.“

„Hast du während deiner Zeit bei der Stadtwache mal jemanden kennen gelernt, der eine Narbe über der linken Augenbraue hatte? Genau hier!“ Leonardo zeigte mit dem Finger dort hin.

„Mal überlegen.“

„Er muß außerdem Linkshänder sein! Jedenfalls trägt er sein Schwert auf der rechten Seite, so daß man es nur mit links ziehen kann!“

Ricardo schnippste mit den Fingern. „Da war einer. Ich glaube, der hieß Bartolo! Aber der war nur kurz bei uns, weil er sehr schnell ein besseres Angebot bekam. Unser Hauptmann war sehr erbost darüber! Er meinte, er müsste seinen Vertrag erfüllen und war sehr ärgerlich über den Kerl. Warum fragst du?“

„Weil einer der Entführer so aussah!“ erwiderte Leonardo. Ricardo zuckte mit den breiten Schultern. „Narbe und Linkshänder—da gibt es nicht so viele! Das könnte er dann gewesen sein!“

„Weißt du, bei wem er eine Anstellung gefunden hat?“

„Nein, tut mir leid, so gut haben wir uns nicht gekannt.“

„Aber der Kommandant der Stadtwache müsste das wissen, oder?“ schloß Leonardo. „Er kommt ja morgen her, um uns zu vernehmen.“

„Ich fürchte, der Kommandant hat diesen Bartolo auch nicht kennen gelernt. Er ist nämlich ganz neu und erst seit ein paar Monaten auf seinem Posten. Der Vorgänger wurde entlassen und ist in eine andere Stadt gezogen. Er war in irgendwelche krummen Geschäfte verwickelt und hat von dem Geld, das er eigentlich an seine Leute ausbezahlen sollte immer etwas abgezweigt. Es weiß niemand, wo er geblieben ist.“

„Gibt es denn noch andere, die vielleicht besser mit ihm bekannt waren?“

Ricardo überlegte. „Es gibt ein Wirtshaus, in dem viele Angehörige der Stadtwache sich treffen—auch diejenigen, die nicht mehr dabei sind, sondern inzwischen anderswo ihr Geld verdienen, kommen dort häufig hin.“

„Dann könnte man sich mal dort umhören!“ rief Leonardo.

„Sicher, aber...“

„Wie heißt dieses Wirtshaus?“

„Es heißt Antonios Taverne.“

„Kannst du mich dort hinbringen? Vielleicht könntest du auch die Fragen für mich stellen, denn dir wird man eher antworten als mir!“

Ricardo schüttelte den Kopf. „Du hast Ideen... Aber das geht nicht! Erstens wird mein Herr es mir nicht erlauben, daß ich gerade jetzt, wo sein Sohn noch einmal entführt werden sollte, am helllichten Tag ins Wirtshaus gehe und zweitens wird dein Vater es nicht erlauben, daß du mich begleitest! Das ist viel zu gefährlich!“

Leonardo seufzte. „Vielleicht hast du Recht,“ sagte er, aber insgeheim dachte er: *Dann werde ich eben einen anderen Weg wählen müssen!*

Am nächsten Morgen kam der Kommandant der Stadtwache ins Haus der di Gioias. Er war ein großer Mann mit grauen Haaren und blauen Augen. Er trug eine breite Schärpe mit dem Wappen der Stadt Florenz und ein Rapier. Sein Name war Francesco Manzoni und er schien mit Emanuele di Gioia gut bekannt zu sein. Nacheinander ließ er die Jungen von der Entführung berichten—und selbstverständlich auch von dem nächtlichen Einbruch.

„Wir werden tun, was in unserer Macht steht, um die Schuldigen zu finden,“ sagte der Kommandant. „Aber Florenz ist eine große Stadt. In den verwinkelten Gassen kann sich auch allerlei Gesindel verbergen.“

„Ihr müßt nur den Mann finden, der Bartolo heißt, Linkshänder ist und eine Narbe über dem linken Auge hat!“ sagte Leonardo. Der Kommandant sah den Jungen stirnrunzelnd an und Leonardo setzte noch etwas hinzu: „Am besten Ihr befragt die Gäste in Antonios's Taverne!“

„Ach ja—und ich nehme an, du gehst da täglich ein und aus um Wein oder Bier zu trinken, Kleiner?“ fragte er.

„Das nicht, aber...“

„Hör zu, es gibt viele Leute, die Bartolo heißen. Ich kenne allein schon drei Männer aus meiner Verwandtschaft, die diesen Namen tragen. Und in einer Trup-

pe gibt es auch viele, die im Laufe ihres Lebens die eine oder andere Narbe davontragen! Wenn man mit Schwertern kämpft, bleibt das nicht aus...“

„Ja sicher, aber...“ Doch Leonardo hatte keine Gelegenheit, um etwas dazu zu sagen, denn der Kommandant fuhr unbeirrt fort.

„Und was glaubst du wohl, wie viele Linkshänder es allein in Florenz gibt?“

„Aber doch wohl nur einen Mann, auf den alle drei Dinge auf einmal zutreffen!“, rief Leonardo dazwischen, der das Gefühl nicht loswurde, daß der Kommandant ihn nicht wirklich ernst nahm.

„Ich kenne jedenfalls keinen einzigen, auf den alle drei Dinge zutreffen,“ erwiderte er. „Aber ich werde mich auf jeden Fall umhören. Bist du nun zufrieden?“

„Ja,“ sagte Leonardo. Aber in Wirklichkeit war er überhaupt nicht zufrieden, denn er wußte genau, daß der Kommandant nicht im Traum daran dachte, auf ihn zu hören.

„Die Kutsche ist eine Spur, die sich lohnen wird,“ meinte er an Ser Piero und Emanuele di Gioia gerichtet. „So wie Ihr Wachmann sie beschrieben hat, gibt es davon höchstens ein Dutzend in Florenz. Und ich bin mir sicher, daß wir da zumindest den Einbrechern auf die Spur kommen.“

Aus dem Gespräch der Erwachsenen konnte Leonardo dann immerhin noch erfahren, daß die Einbrecher wohl eine der Nebentüren im Erdgeschoß aufgebrochen hatten. Eigentlich war diese Tür dazu gedacht, daß Lieferanten ihre Waren hereinbringen konnten. Zum Beispiel all das, was für die Küche der di Gioias gebraucht wurde. Leonardo kam gleich der Gedanke, daß irgendjemand im Haus die Täter informiert hatte, wo sie am besten einsteigen konnten. Er nahm sich vor, später mit Ricardo darüber noch einmal zu sprechen, wenn sich die Gelegenheit ergab. In diesem Augenblick platzte Michele D'Andrea herein. Der Freund des Hauses, wie sich der Bankier selbst bezeichnet hatte, entschuldigte sich vielmals bei Emanuele und seiner Frau. „Es tut mir leid, daß ich mich etwas verspätet habe. Ich wollte eigentlich ja zugegen sein und Euch meine Unterstützung zuteil werden lassen!“

„Es ist gut, wenigstens einen wahren Freund an seiner Seite zu wissen,“ meinte Lucas Vater ergriffen und nahm Michele D'Andreas Hand. „Ihr müßt wissen, daß ich von manchen meiner Freunde im Rat schon angefeindet wurde, weil ich öffentlich den Verdacht geäußert habe, daß jemand versucht, mich aus dem Geschäft zu drängen!“

„Ihr könnt immer auf mich zählen, mein Freund—so wie ich Euch auch sofort die geforderte Lösegeldsumme als Kredit zur Verfügung gestellt hätte, wenn nicht eine glückliche Fügung dafür gesorgt hätte, daß Euer Sohn nicht mehr in den Händen seiner Entführer ist!“

Leonardo hing an den Lippen des Michele D'Andrea. Irgendwie wußte er noch immer nicht so recht, was er von diesem Mann halten sollte.

Kapitel 8

Der Mann mit der Narbe.

„Ich muß unbedingt zu diesem Wirtshaus, von dem Ricardo gesprochen hat!“ meinte Leonardo später zu Carlo und Luca.

„Und wenn jemand bemerkt, dass du weg bist?“ fragte Carlo.

„Dann müßt ihr euch eine gute Geschichte ausdenken! Aber es ist wirklich notwendig! Sonst bekommen wir doch nie heraus, wer der Mann mit der Narbe ist!“

„Kann auch sein, daß wir es auf diese Weise nie herausfinden, weil dieser Bartolo nichts mehr mit seinen alten Kollegen von der Stadtwache zu tun haben will und das Wirtshaus gar nicht mehr besucht,“ meinte Carlo.

„Ich will es aber trotzdem versuchen!“ beharrte Leonardo. Luca seufzte. „So leicht läßt du dich von deinen Plänen nicht abbringen, was?“

„Natürlich nicht! Allerdings werden die Nebeneingänge jetzt auch verstärkter bewacht, seitdem es den Einbruch gegeben hat. Außerdem weiß das gesamte Personal davon. Die werden sofort bemerken, wenn ich mich davonmache. Nun komm schon, Luca! Du kennst dich doch in diesem Haus aus! Es muß doch noch eine andere Möglichkeit geben. Du kannst mir nicht erzählen, daß du dich noch nie heimlich davon gemacht hast...“

Luca atmete tief durch. Er zögerte. „Doch, da gibt es noch eine Möglichkeit.“

„Dann zeig sie mir!“

„Hast du Angst vor Ratten?“

Leonardo runzelte die Stirn. „Wie meinst du das denn jetzt?“

Luca grinste. „Genau so, wie ich es sage! Wenn die Antwort auf meine Frage ja sein sollte, hat es gar keinen Sinn, daß ich dir diesen Weg überhaupt zeige!“

„Leonardo hat nicht einmal Angst davor, Ratten anzufassen und zu untersuchen, wenn sie tot sind!“ mischte sich Carlo ein. „Ich war schon dabei!“ Er schüttelte sich. „Eine Schweinerei, kann ich nur sagen!“

Im Haus der Familie di Gioia konnten sich die Jungen mehr oder weniger frei bewegen. Überall gab es auf den Fluren sehr viele interessante Dinge zu sehen. Leonardo faszinierten die aufgestellten Ritterrüstungen ebenso wie die zahlreichen Gemälde und Skulpturen, die es überall zu bewundern gab. Manche dieser Bilder schienen ihm so wirklichkeitsgetreu zu sein, daß man fast den Eindruck haben konnte, daß die gemalten Personen jeden Augenblick zum Leben erwachen könnten.

Leonardo blieb immer wieder stehen.

„Meine Güte, hast du so etwas noch nicht gesehen?“ fragte Luca. Leonardo schüttelte den Kopf. „Nein,“ gestand er. Und gleichzeitig fragte er sich, wie es wohl möglich war, daß jemand so gut malen konnte.

„In Florenz gibt es sehr viele Maler. Ganze Maler- und Bildhauerwerkstätten! Da kann jeder, der Geld genug hat, ein Portrait malen lassen, wenn er will. Dann erinnern sich seine Verwandten auch noch an ihn, wenn er schon längst gestorben ist.“

„Mein Vater hat mir schon mal vorgeschlagen, ob ich nicht in so einer Werkstatt lernen möchte,“ erwiderte Leonardo. „Aber dazu muß ich erst noch etwas älter werden. Im Moment nimmt mich noch niemand.“

„Mir wäre das zu mühevoll“, meinte Luca. „Es dauert oft jahrelang, bis man ein Meister wird und besonders reich wird man damit auch nicht.“

„Trotzdem ist es bewundernswert.“

„Was ist jetzt, willst du noch den Weg sehen, auf dem du sicher und ungesehen in die Stadt kommst?“

Leonardo gab sich einen Ruck. „Natürlich!“ erklärte er. Luca führte Leonardo und Carlo schließlich in den Keller. Schon nach wenigen Schritten konnte man kaum noch etwas sehen. Aus der Dunkelheit kamen kratzende und schabende Laute.

„Also, weiter möchte ich eigentlich nicht gehen“, sagte Luca. „Ich war mal mit einer Kerze hier und habe es gewagt, noch weiter vorzudringen, aber dann kam ein Luftzug und hat die Kerze ausgeblasen.“

„Wie hast du zurück gefunden?“, fragte Carlo.

„Einfach immer die Wand entlang. Und das ist auch genau der Weg, den du nehmen mußt, Leonardo. Einfach die Wand entlang. Dann brauchst du auch nichts zu sehen. Aber du mußt etwas aufpassen, damit du nicht stolperst—also bitte nicht zu schnell! Manchmal liegt da irgendetwas auf dem Boden.“

„Wo komme ich dann an?“ fragte Leonardo.

„Am Flußufer des Arno. Dies ist der Beginn eines Abwasserkanals. Der stammt noch aus der Zeit der Römer.“

Der Arno—das war der Fluß, der mitten durch Florenz floß.

„Abwasser?“ fragte Leonardo. Sehen konnte er nicht viel, aber da er auch keine nassen Füße hatte, wunderte er sich, wo hier wohl Wasser sein mochte.

„Der Kanal ist nicht in Betrieb“, sagte Luca.

„Warum eigentlich nicht? Es ist doch eine tolle Idee, eine Verbindung zum Fluß zu haben, so daß man alles Schmutzwasser einfach dorthin laufen lassen kann. So etwas Tolles gibt es bei uns in Vinci jedenfalls nicht!“

„Ja, eine tolle Erfindung ist das!“ sagte Luca, aber das meinte er nicht wirklich ernst. „Alle paar Jahre hat der Arno Hochwasser. Dann drückt das Wasser herein und kommt aus dem Fluß in unser Haus anstatt umgekehrt! Aber jetzt ist noch Sommer, da besteht keine Gefahr.“

Leonardo wandte sich an Carlo. „Willst du vielleicht mitkommen?“

Ein paar Mäuse quiekten in der Dunkelheit.

„Nein danke, Leonardo. Ich glaube, das wäre nichts für mich.“

„Gut, dann sorgt ihr beide dafür, daß niemandem auffällt, daß ich weg bin! Bis nachher!“

„Bis nachher Leonardo!“ sagten Carlo und Luca wie aus einem Mund.

„Und wünscht mir Glück!“ forderte Leonardo.

Leonardo tastete sich durch die Dunkelheit. Was hätte er jetzt für eine brennende Kerze gegeben! Meter für Meter, Schritt für Schritt arbeitete er sich voran. Es ging bergab. Der Kanalgang hatte so viel Gefälle, daß das Wasser ablaufen konnte. Leonardo dachte darüber nach, daß er in Zukunft vielleicht einmal keine Maschine, sondern eine Stadt entwerfen würde. Eine Stadt, deren Häuser vielen Menschen Platz boten und in dem ein System von Leitungen dafür sorgte, daß Wasser in die Häuser geleitet wurde. Man brauchte dann nicht mehr Wasser holen.

Wenn man das Wasser benutzt hatte, floß es wieder in den Fluß—und zwar ein Stück stromabwärts. *Das ist es!* dachte Leonardo.

Er fand es sehr seltsam, daß die Römer, die doch vor langer Zeit gelebt hatten, schon Kanäle besaßen, während sie in der Zwischenzeit aus der Mode gekommen

zu sein schienen. War es möglich, daß gute Ideen einfach im Verlauf der Jahrhunderte wieder vergessen wurden?

Vorsichtig tastete er sich weiter.

Schließlich machte der Gang eine Biegung und am Ende tauchte ein Licht auf. Das war der Ausgang. Endlich!, dachte Leonardo. Immerhin konnte er jetzt sehen, wo er hinlaufen mußte. Ein Geräusch, das ihn schon eine ganze Weile begleitet hatte, erfüllte nun das Gewölbe. Es war das Rauschen des Flusses, der durch Florenz zog und dann irgendwann viel später in das ligurische Meer mündete.

Leonardo war froh, als er endlich den Ausgang erreichte. Das Tageslicht blendete ihn. Er ging ins Freie und stieg die Böschung am Fluß empor. Der Arno hatte im Moment wenig Wasser. Das Ufer war sehr breit und das letzte Stück sogar sumpfig, weil es erst vor kurzem ausgetrocknet war.

Als Leonardo die Böschung erklimmen hatte, sah er sich um. Jetzt war er mitten in Florenz. Einige der vornehmen Damen und Herren, die in ihrer edlen Garderobe am Flußufer entlang spazierten, sahen ihn etwas überrascht an und wunderten sich, woher er so plötzlich aufgetaucht war.

Jetzt mußte er sich nur noch zu dem Wirtshaus durchfragen, das Ricardo erwähnt hatte.

Es dauerte Stunden, bis er Antonios Taverne schließlich in einer schmalen Seitengasse gefunden hatte. Immer wieder war er von den Leuten, die er gefragt hatte, auf falsche Wege geschickt worden, weil sie selbst nicht richtig Bescheid wussten.

Aber nun stand er vor jenem Wirtshaus, das Ricardo erwähnt hatte. Tatsächlich sah Leonardo einen Mann mit der Schärpe der Stadtwache eintreten.

Offenbar stimmte es und hier trafen sich diejenigen, die in der Wache dienten oder früher einmal dazu gehört hatten. Leonardo überlegte, was er tun sollte. Einfach in das Gasthaus gehen und sich nach dem Mann mit der Narbe erkundigen? Wenn er dort gewesen war, würde sich auch jemand an ihn erinnern. Daran hatte Leonardo keinen Zweifel, schließlich war er mit seiner Narbe jemand, an den man sich gut erinnern konnte—selbst wenn man ansonsten gar nichts mit ihm zu tun hatte.

Aber andererseits war das vielleicht auch zu auffällig... Denn an einen Jungen, der in ein Wirtshaus ging, in dem sonst Söldner und Stadtwachen ein- und ausgingen, würde sich auch jeder erinnern. Wenn dieser Bartolo erfuhr, daß sich jemand nach ihm erkundigt hatte, dann wurde er vielleicht mißtrauisch.

Also entschied sich Leonardo für eine andere Möglichkeit. Er setzte sich auf eine der Haustürtreppen in der Nähe und wartete ab.

Von hier aus hatte er freie Sicht auf den Eingang von Antonios Taverne und konnte genau sehen, wer sie betrat und wer sie verließ. Die Stunden vergingen und er dachte schon, die ganze Zeit nur verschwendet zu haben. Immer kamen Männer, die ihrer Kleidung nach eindeutig als Angehörige der Stadtwache oder als Leibwächter hoher Familien zu erkennen waren, in das Lokal und andere verließen es.

Aber der Mann mit der Narbe war nicht dabei.

Die Sonne war bereits milchig geworden und Leonardo befürchtete schon ins Haus der di Gioias zurückkehren zu müssen, ohne etwas erreicht zu haben, als Bartolo schließlich doch noch auftauchte. Oder besser gesagt: Der Mann, von dem

Leonardo annahm, daß er Bartolo war. Aber eigentlich gab es da kein Vertun. Es paßte alles. Er trug sein Schwert auf der rechten Seite und war er wohl eindeutig Linkshänder.

Und die Narbe war auch nicht zu übersehen. Sie befand sich genau dort, wo Leonardo sie in Erinnerung hatte und wies auch dieselbe Form auf.

Bartolo achtete nicht auf Leonardo.

Der Junge drückte sich in die Türnische oberhalb der Treppe, auf der er bisher gesessen hatte. Bartolo blickte in seine Richtung, nahm ihn aber gar nicht richtig wahr. Stattdessen ging er in das Gasthaus. Die Tür schloß sich hinter ihm.

Leonardo schlug das Herz bis zum Hals. Er war sich absolut sicher, den Mann vor sich gesehen zu haben, der der Anführer der Entführerbande gewesen war, die Carlo und ihn am Waldrand gefangen genommen und verschleppt hatten.

Was sollte er tun?

Am besten war es wohl, den Mann zu beobachten und abzuwarten, wohin er ging. Vielleicht konnte man so herausfinden, für wen er derzeit arbeitete—und das wiederum konnte ein Hinweis darauf sein, wer hinter der Idee steckte, den Sohn von Emanuele di Gioias zu entführen!

Andererseits war es schon spät. Die Sonne stand bereits tief am Himmel und es war Leonardo durchaus bewußt, daß es sehr schwierig sein würde, zu erklären, wo er gewesen und wie er dort hingelangt war.

Aber wenn er verriet, daß er den Weg über den Abwasserkanal genommen hatte, dann konnte er sicher sein, daß dies sein letzter Ausflug dieser Art gewesen war.

Trotzdem, das Risiko mußte er eingehen. Schließlich wußte er ja nicht, wann er erneut das Glück hätte, den Mann mit der Narbe zu treffen.

Leonardo ging auf die andere Straßenseite und trat an eines der Fenster von Antonios Taverne. Es war kein Glas im Fenster und die Fensterläden waren offen. Er blickte vorsichtig ins Innere. Dort sah er Bartolo an einem Tisch sitzen und sich mit mehreren anderen Männern unterhalten. Sie lachten viel. Ob diese Männer auch an der Entführung beteiligt gewesen waren, konnte Leonardo nicht sagen. Von ihrer Ausrüstung her war das durchaus möglich. Die Männer lachten viel und schienen sich gut zu amüsieren. Von dem was sie sagen konnte Leonardo nicht viel verstehen, weil auch noch andere Männer in dem Wirtshaus saßen und alle durcheinander redeten.

„Na, suchst du jemanden?“ fragte ein Mann hinter Leonardo und der Klang dieser Stimme ließ ihn zusammenzucken. Leonardo drehte sich um und blickte in das Gesicht eines schon etwas älteren Mannes, der sich mit einem Stock stützte. Wahrscheinlich war er früher mal als Söldner tätig gewesen und traf sich in Antonios Wirtshaus immer noch mit alten Freunden. Er sah Leonardo von oben bis unten an.

„Nein!“, stammelte dieser. „Ich... ich stehe hier nur.“

„Seltsam. Für mich sieht das anders aus, aber wie du willst.“ Er zuckte mit den Schultern. Der alte Mann wollte schon weitergehen, da nahm sich Leonardo doch noch ein Herz und fragte: „Kennt Ihr einen Linkshänder mit einer Narbe über dem Auge, der Bartolo heißt?“

Die Augen des alten Mannes wurden schmal.

„Den kenne ich durchaus. Er kommt ab und zu hierher, um zu plaudern. Vielleicht ist er sogar im Schankraum. Soll ich ihn vielleicht etwas ausrichten, wenn ich ihn sehe!“

„Nein, danke,“ sagte Leonardo. „Das ist wirklich nicht nötig. Wißt Ihr zufällig, für wen Bartolo zurzeit arbeitet?“

Der alte Mann verzog das Gesicht. „Er hat davon erzählt. Ich glaube, er hat eine Anstellung im Haus des Kaufmanns Enrico Scirea—aber warum fragst du ihn nicht selbst?“

„Nein, nein... Ich muß jetzt auch weiter.“

„So warte doch! Wir haben ja gerade erst angefangen, uns zu unterhalten!“

Aber Leonardo war nicht zu halten. Er ließ den alten Mann stehen und verschwand hinter der nächsten Hausecke, von wo er den Eingangsbereich von Antonios Taverne noch besser beobachten konnte.

Der alte Mann zuckte mit den Schultern. „Diese Jugend!“ grummelte er vor sich hin und trat in das Gasthaus. Leonardo wartete ab. Enrico Scirea, diesen Namen mußte er sich merken. Wenn er dort eine Stellung hatte, konnte Leonardo im Haus dieses Kaufmanns wieder finden, falls er Bartolo aus den Augen verlor.

Es dauerte nicht lange und Bartolo kam aus dem Wirtshaus. Er blickte sich um, so als suchte er jemanden. Leonardo streckte gerade den Kopf hinter der Mauer hervor. Für einen kurzen Moment begegneten sich ihre Blicke.

Bartolo starrte Leonardo an, als hätte er einen Geist vor sich. Die Hand des Söldners ging unwillkürlich zum Schwertgriff. Leonardo schluckte und war für einen Moment wie erstarrt. Sie hatten sich gegenseitig wiedererkannt. Das stand für den Jungen jetzt fest. Bartolo kam mit weiten Schritten auf ihn zu. Ein Ruck ging durch Leonardo. Er rannte davon, flüchtete in eine Hausnische und öffnete die Tür. Innen herrschte Halbdunkel. Aus den anderen Räumen des Hauses waren Stimmen zu hören. Leonardo versteckte sich unter der Treppe. Dort war es dunkel. Er saß im Schatten und wartete ab. Nur wenig später waren von draußen schnelle Schritte zu hören. Die Tür öffnete sich. Leonardo sah Lederstiefel über den Boden schreiten. Lederstiefel und die Spitze eines Schwertes.

„Hoher Herr, was wünscht Ihr?“ fragte eine Frauenstimme von der anderen Seite des Flures.

„Es ist nichts“, sagte Bartolo. „Ich habe mich offenbar in der Tür geirrt!“

Leonardo sah, wie die Stiefel davon schritten. Die Tür öffnete sich und schloß sich wieder. Anschließend war zu hören, wie die Frau den Flur auch wieder verließ und in die Küche ging, wo sie jemand fragte, was denn los sei.

Leonardo kam aus seinem Versteck. Er schlich zur Tür, öffnete sie einen Spalt.

Der Mann mit der Narbe war nicht mehr zu sehen.

Leonardo ging ins Freie. Er kehrte zu jener Gasse zurück, in der sich Antonios Taverne befand, schaute vorsichtig um die Ecke. Da war er! Bartolo ging die Straße entlang und Leonardo entschloß sich, ihm zu folgen.

Er hielt Abstand und blieb gerade so dicht an dem Mann mit der Narbe dran, daß er ihn nicht verlor. Kreuz und quer ging es durch enge Gassen und über eine breite Straße, auf der viel Betrieb herrschte.

Schließlich erreichte Bartolo eine Kirche. Die Tür war verschlossen. Bartolo schlug mit der Faust dagegen, daß es schepperte.

Es dauerte eine Weile, bis die Tür von innen aufgeschlossen wurde. Ein Priester steckte den Kopf durch den Türspalt.

„Warum haltet Ihr das Haus des Herrn verschlossen, Pater Rigoberto?“ fragte Bartolo.

„Es war nur für einen kurzen Moment, in dem ich mich voll der Kunst der Wandmalerei widmete!“, erwiderte der Pater. Leonardo versteckte sich hinter ganz in der Nähe hinter einem Pferdewagen, der vorübergehend am Straßenrand abgestellt worden war, um ihn zu beladen.

„Solltet Ihr Euch nicht lieber der Fürsorge für Eure Mitmenschen widmen anstatt der Malerei?“ fragte Bartolo.

„Normalerweise ist das kein Gegensatz,“ sagte der Pater. „Ich habe die Kirche nur deshalb abgeschlossen, weil ich an einer sehr kritischen Stelle in meinen Bild bin und jeder falsche Pinselstrich alles verderben würde. Wenn als jemand un- vermutet hereinkäme und ich würde mich erschrecken...“

„Schon gut, schon gut,“ schnitt ihm Bartolo das Wort ab. „Ich möchte meine Sünden beichten.“

„Seid Ihr nicht eigentlich erst morgen wieder dran, wenn man nach Eurem normalen Rhythmus geht?“

„Ich halte es nicht mehr aus, Pater Rigoberto. Ich habe schwer gesündigt und es scheint so, als würden mich die Gesichter derer, denen ich geschadet habe, schon wie Geister verfolgen!“

Die Gesichtszüge des Paters wurden jetzt sehr ernst. „Dann wird es wohl tatsächlich Zeit für Euch. So kommt herein. Der Dienst an meinem Nächsten hat Vorrang vor der Kunst.“

Sie verschwanden in der Kirche. Die schwere Tür fiel hinter Bartolo ins Schloss und Leonardo hätte zu gern gewußt, was der Mann mit der Narbe Pater Rigoberto in diesen Momenten wohl anvertrauen mochte.

Kapitel 9

Bartolos Beichte.

Leonardo wartete, bis Bartolo die Kirche wieder verließ. Der Junge verbarg sich an in einer Ecke und sah dem Mann mit der Narbe nach, bis er in einer Seitenstraße verschwunden war. Bei den Sünden, die dem Mann mit der Narbe offenbar auf dem Gewissen lasteten, konnte es sich eigentlich nur um die Dinge handeln, die mit der Entführung zusammenhingen. Wenn er tatsächlich dem Pater gegenüber alles gebeichtet hatte, dann wußte dieser nun über alle Zusammenhänge Bescheid.

Was konnte näher liegen, als ihn einfach zu fragen?

Die Kirchentür war offen. Pater Rigoberto wollte sich offenbar nicht ein zweites Mal sagen lassen, daß er das Haus Gottes für Gläubige verschloß.

Als Leonardo die Kirche betrat, war er überwältigt. Hinter dem Altar war ein Wandgemälde zu sehen, dessen Figuren fast lebensgroß waren. Noch war es nicht fertig, aber schon das, was bisher sichtbar war, verschlug dem Jungen den Atem.

So etwas Schönes hatte er noch nie gesehen. Selbst die Gemälde im Hause der di Gioias konnten da nicht mithalten und wirkten dagegen wie unvollkommene Vorübungen.

Beeindruckt trat Leonardo weiter vor.

Den Pater, der mit einem Pinsel in der Hand gerade feine Striche anbrachte, beobachtete ihn erst gar nicht—wohl aber die Gestalt, die er gemalt hatte. Und zwar auf eine Weise, die Leonardo einen Augenblick glauben ließ, daß die gemalte Gestalt gleich aus dem Bild heraustreten und ihn ansprechen müßte!

Einen Mann mit Bart und einem weißen Gewand hatte Pater Rigoberto auf den Stein gemalt. Das mußte Jesus sein. Schon der Heiligenschein verriet das.

Von den anderen Figuren auf dem Bild waren die meisten noch nicht fertig. Vielen fehlten noch die Gesichter. Pater Rigoberto hatte Leonardo inzwischen bemerkt—und seine Ergriffenheit im Angesicht des Gemäldes war ihm nicht entgangen.

„Wer bist du und was führt dich zu mir?“ fragte er. Der Klang seiner Stimme ließ Leonardo, der vollkommen in das Bild vertieft war, zusammenzucken. „Mein Name ist Leonardo,“ erklärte er. „Leonardo da Vinci. Ich glaube kaum, daß Ihr je von meinem Heimatdorf Vinci gehört habt, aber ich benenne mich danach.“

„Ich bin Pater Rigoberto.“

„Und gewiß ein großer Maler! Ein Meister!“

Der Pater lächelte. „Nein, ein Meister bin ich nicht, auch wenn deine Worte mir schmeicheln.“

„Ich will Euch nicht schmeicheln—ich bin nur einfach so überwältigt von dem, was ich hier sehe!“

„Mein Talent reicht hoffentlich gerade aus, um dieses Haus des Herrn so schmücken zu können, wie es ihm angemessen ist. Und dabei gebe ich mir die größte Mühe!“

„Das sieht man!“ Leonardo deutete auf das Bild. „Warum haben so viele dieser Männer auf dem Bild noch kein Gesicht? Es sieht fast so aus, als würdet Ihr Euch die Gesichter bis zuletzt aufsparen.“

Pater Rigoberto lächelte. „Das tue ich oft auch.“

„Weil sie am schwierigsten sind?“, fragte Leonardo.

„Ja, deshalb auch.“

„Das heißt, es gibt noch einen zweiten Grund?“

„Du bist ganz schön hartnäckig!“, fand der Pater. „Also dann will ich es dir mal erklären: Manchmal spenden reiche Geschäftsleute etwas zur Anschaffung der Farben, wenn ich dafür ihre Köpfe in das Gemälde einarbeite. Sie werben damit um die Gunst der Kunden, denn jeder hält sie dann für gläubige, gottesfürchtige Menschen, deren Waren man getrost kaufen kann.“

„Ich wünschte, ich könnte ebenso malen wie Ihr, Pater!“

„Dann fang in einer Malerwerkstatt an. Dort kann man es lernen.“

„Leider bin ich dazu noch nicht alt genug“, seufzte Leonardo. „Wart Ihr je in einer solchen Werkstatt?“

Pater Rigoberto schüttelte den Kopf. „Nein, dazu hatte ich nie die Gelegenheit. Ich habe hin und wieder einigen Meister über die Schulter sehen dürfen und versucht, es ihnen gleich zu tun.“ Er deutete auf das Gemälde. „Erkennst du die Szene, die ich darzustellen versucht habe?“

„Jesus und seine Jünger!“, stellte Leonardo fest. „Und auf der anderen Seite sind römische Soldaten!“

„Genau“, lächelte Pater Rigoberto. „Du kennst die Geschichten um Jesus offenbar!“

„Euer Bild zeigt, wie Jesus im Garten Gethsemane von den Römern festgenommen wird!“ erkannte Leonardo. „Judas zeigt mit dem Finger auf Jesus—und Petrus will ihn mit dem Schwert verteidigen!“

„Woraufhin Jesus sagt, daß wer das Schwert nimmt, durch das Schwert umkommt,“ ergänzte Pater Rigoberto. „Aber wie du siehst, bin ich noch nicht ganz fertig.“ Der Pater sah Leonardo ernst an. Auf der Stirn bildete sich eine Falte. „Bist du wirklich nur wegen des Bildes hier?“ fragte er.

Leonardo schüttelte den Kopf. „Nein.“

„Weshalb dann?“

Leonardo überlegte, wie er sein Anliegen in die richtigen Worte fassen sollte.

„Hast du irgendetwas angestellt und möchtest du jetzt beichten, um dein Gewissen zu erleichtern und Vergebung zu bekommen?“ fragte Pater Rigoberto.

Leonardo schüttelte den Kopf. „Nein, das nicht.“

„Was ist es dann?“

„Ich bin wegen des Mannes hier, der vorhin bei Euch war und um die Beichte gebeten hat!“

„So?“

„Er heißt Bartolo, war früher bei der Stadtwache und arbeitet jetzt als Leibwächter bei der Familie Scirea, nicht wahr?“

Pater Rigoberto sah den Jungen jetzt vollkommen entgeistert an.

„Woher weißt du das?“

„Ich weiß sogar, welche Sünde er Euch gegenüber gebeichtet hat. Er hat mich zusammen mit zwei Freunden entführt. Wir wurden in einer Grube gefangen gehalten, um Lösegeld zu erpressen. Wir konnten uns glücklicherweise befreien. Und heute Nacht sind Komplizen dieses Mannes in das Haus der Familie di Gioia eingestiegen, um...“

„Mein Junge, ich darf nichts über das weitergeben, was ein gläubiger Christ mir in der Beichte anvertraut.“

„Dann ist es also wahr!“ entfuhr es Leonardo. „Er hat Euch gegenüber alles zugegeben.“

„Das habe ich nicht gesagt!“, erwiderte Pater Rigoberto sehr heftig. „Die Verschwiegenheit gehört zu meinen Pflichten und ich werde mich auf jeden Fall an das Beichtgeheimnis halten.“

„Dann macht es Euch nichts aus, daß ein Verbrecher und seine Komplizen frei herlaufen? Daß sie versuchen, Zeuge zu beseitigen und ihren Plan doch noch in die Tat umzusetzen.“

„Hör mal, wie redest du mit mir!“ empörte sich der Pater. Leonardo schluckte.

„Verzeiht. Es war nicht meine Absicht, Euch zu beschimpfen. Es ist nur so, daß mich das alles so aufwühlt. Als ich in dem finsternen Loch saß, in dem uns dieser Bartolo und seine Männer gefangen hielten, wußte ich nicht, ob ich je wieder freikomme. Und jetzt sehe ich diesen Kerl hier in Florenz. Dieselbe Narbe, ein Linkshänder... Da gibt es keinen Irrtum! Ich verfolgte ihn bis zu Eurer Kirche, wo er

sich die Beichte abnehmen läßt und Ihr sagt mir nun, daß Ihr darüber nicht reden dürft!“

„Es ist leider so!“

„Und Ihr würdet auch nicht vor Gericht aussagen?“

„Nicht über den Inhalt der Beichte! Was zwischen einem Ratsuchenden und einem Pfarrer gesprochen wird, bleibt geheim.“

Leonardo war verzweifelt. „Dieser Mann ist nur ein Handlanger! Wenn man ihn verhaftet und befragt, dann führt von ihm aus vielleicht die Spur zu den Auftraggebern!“

„Es tut mir leid,“ sagte Pater Rigoberto. „Was dir und deinen Freunden angetan wurde, ist unverzeihlich, aber für mich wäre unverzeihlich, das Vertrauen eines Beichtenden zu verraten. Denn wenn ich das einmal tun würde, würde niemand mehr zur Beichte kommen und um Vergebung für seine Sünden bitten!“

Leonardo fuhr sich mit der Hand durch das Haar. Es war nicht zum Aushalten!

Auch wenn Pater Rigoberto das nicht zugeben wollte—Leonardo war überzeugt davon, daß Bartolo seine Schuld während der Beichte eingestanden hatte. Und doch gab es keine Möglichkeit, diese Aussage als Beweis zu nutzen.

Der Pater ließ keinen Zweifel daran, daß er dazu nicht bereit war.

„Ich würde dir wirklich gerne helfen,“ sagte er.

„Dann frage ich mich, weshalb Ihr es nicht tut!“ murmelte Leonardo enttäuscht.

Leonardo wandte sich zum Gehen. Er hatte Tränen des Zorns in den Augen.

„Warte!“ hielt ihn der Pater zurück. Er trat auf ihn zu und sah ihn ab. „Ich habe in dieser Sache keine Wahl, Leonardo. Wenn ich mit dir bespreche, was mir jemand anderes als Beichte anvertraut hat, dann verstoße ich gegen meine Pflichten als Geistlicher.“

„Aber dieser Bartolo und seine Männer werden nicht aufhören, Böses zu tun.“

„Woher willst du wissen, was andere tun werden?“

„Ich glaube nicht, daß Ihr wirklich daran zweifelt,“ sagte Leonardo. Er warf noch einmal einen Blick zu dem noch unfertigen Gemälde von Jesus Verhaftung im Garten Gethsemane. „Darf ich Euch ein anderes Mal wieder besuchen?“ fragte er.

„Das darfst du jederzeit, Leonardo.“

„Ich würde Euch gerne dabei zuschauen wie Ihr malt.“

Pater Rigoberto zögerte. Er kratzte sich einen Moment lang am Kinn, ehe er antwortete: „Eigentlich lasse ich mir nicht so gerne über die Schulter schauen. Aber in deinem speziellen Fall habe ich nichts dagegen.“

„Ich danke Euch.“

Leonardo kehrte über den unterirdischen Kanal zurück ins Haus der di Gioias. Zunächst verlief er sich etwas, bekam dann von einem Diener den richtigen Weg zu Lucas Zimmer gewiesen. Wie sich herausstellte, war Leonardo bis dahin nicht groß vermißt worden. „Ich habe dem Diener einfach gesagt, du würdest dich nicht gut fühlen und wolltest das Essen gerne auf das Zimmer gebracht bekommen,“ sagte Luca. „Das mache ich auch des Öfteren so.“ Er deutete auf die Mahlzeit, die auf dem Tisch angerichtet war.

„Vermutlich ist längst alles kalt. Wenn du willst, lassen wir es wegwerfen und sagen dem Diener, daß er etwas Frisches herbringen soll!“

„Nein, nein, das ist so in Ordnung“, wehrte Leonardo ab. „Und mein Vater? Hat der denn nichts bemerkt?“

„Dein Vater ist immer noch im Palast von Cosimo de' Medici,“ berichtete Luca. „Jedenfalls habe ich gehört, wie er darüber mit meinem Vater sprach, daß er heute den Vertragstext übergeben wollte, den er für unseren Stadtherrn entworfen hat. Vielleicht gibt es da noch ein paar Komplikationen—oder er läßt sich von Cosimo neuen Geschäftspartnern vorstellen.“ Luca zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht bringt dein Vater Cosimo sogar dazu, daß die Stadtwache mehr Leute dafür einsetzt, um nach den Entführern zu suchen! Ein Wort von Cosimo de' Medici kann da manchmal Wunder wirken, sag ich dir!“

„Ich habe den Fall aufgeklärt“, sagte Leonardo. „Zumindest so gut wie. Aber leider nützt uns das nichts.“

„Wie?“ stießen Luca und Carlo wie aus einem Mund hervor.

„Ich habe den Mann mit der Narbe gefunden. Er heißt Bartolo und arbeitet für die Familie Scirea.“

„Bist du dir sicher?“, fragte Luca.

Leonardo nickte. „Vollkommen.“

„Dann sollten wir das meinem Vater sofort sagen!“

„Warte, ich bin noch nicht fertig...“

„Du kannst den Rest erzählen, wenn mein Vater zuhört“, meinte Luca. „Das muss er wissen. Die Familie Scirea hatte wir nämlich schon seit längerem in Verdacht, hinter den ganzen Drohungen und Entführungsversuchen zu stehen!“

Luca zog Leonardo mit sich. Carlo folgte ihnen. Ehe sich Leonardo versah, waren sie schon auf dem Flur.

„Ich weiß nicht, ob das wirklich eine gute Idee ist,“ sagte Leonardo. „Vielleicht sollte ich dir erst einmal den Rest der Geschichte erzählen.“

„Gleich! Aber das solltest du sofort meinem Vater berichten, der kann dann dem Kommandanten der Stadtwache Bescheid sagen, so daß zumindest der Kerl mit der Narbe verhaftet werden kann!“

„Schön wär's!“ murmelte Leonardo.

Luca stellte sich das alles viel zu leicht vor. Schließlich gab es keinen Beweis, solange der Pater nicht bereit war, darüber auszusagen, was Bartolo ihm gebeichtet hatte.

Leonardo hatte inzwischen begriffen, daß der Pater das unter keinen Umständen tun würde. Es mußte also irgendeine andere Möglichkeit geben, um die Täter zu überführen. Aber um eine solche Möglichkeit zu finden, hätte Leonardo gerne erst einmal gründlich nachgedacht.

Die drei Jungen kamen in einen großen Salon. Dort saß Emanuele di Gioia zusammen mit seinem Freund Michele d'Andrea.

„Wir müssen dir etwas sehr wichtiges sagen!“ meinte Luca. Er wandte sich an Leonardo und stieß ihn an. „Nun sag schon!“

Leonardo hingegen fragte sich, wie er seine Geschichte erzählen konnte, ohne dabei zugeben zu müssen, daß er auf geheimem Weg das Haus verlassen hatte.

Aber zunächst einmal wurde er davor bewahrt, sich etwas ausdenken zu müssen, denn in diesem Augenblick meldete der Diener die Rückkehr von Ser Piero.

„Er möge zu uns kommen!“ sagte Emanuele di Gioia und schon wenige Augenblicke später wurde Leonardos Vater vom Diener hereingeführt.

„Ich hoffe, Ihr wahrts erfolgreich, Ser Piero,“ sagte Emanuele di Gioia.

„Teils, teils“, antwortete Ser Piero. „Das Grundstücksgeschäft mit Cosimo de' Medici verkompliziert sich leider etwas. Da müssen noch ein paar zusätzliche Punkte in den Vertrag eingearbeitet werden, was ich in den nächsten Tagen erledigen werde...“

„Ihr seid selbstverständlich weiterhin mein Gast, Ser Piero,“ sagte Emanuele di Gioia.

„Ich danke Euch,“ antwortete Ser Piero und verneigte sich.

„Und nun setzt Euch zu uns und berichtet, was Ihr in der anderen Angelegenheit erreichen konntet!“ forderte Lucas Vater Ser Piero auf.

Michele D'Andrea nickte. „Das würde ich auch gerne wissen.“

Bevor Ser Piero sich an den Tisch setzte, schnüffelte er in Leonardos Richtung. „Sag mal, wo bist du denn gewesen, Junge?“ flüsterte er ihm zu.

„Nirgendwo,“ meinte er.

„Auf jeden Fall irgendwo, wo es nicht gut riecht! Das ist ja furchtbar!“ Ser Piero verzog das Gesicht. Leonardo selbst war noch gar nicht aufgefallen, wie sehr es in dem Abwasserkanal aus römischer Zeit gestunken hatte.

„Cosimo de' Medici will dafür sorgen, daß der Kommandant der Stadtwache die Jagd nach diesem Entführergesinde zur Chefsache erhebt,“ berichtete Ser Piero. „Das hat er mir in die Hand versprochen. Cosimo hat selbst eine große Familie und kann sich sehr wohl vorstellen, wie sich ein Vater fühlt, dessen Kind entführt wurde. So etwas will er in seiner Stadt auf keinen Fall dulden!“

„In seiner Stadt, wie er das sieht,“ ergänzte Michele D'Andrea. Der Bankier sagte das mit einem Unterton, den Leonardo nicht so recht einzuordnen wußte. Aber dieser Freund des Hauses di Gioia war ihm ja schon von Anfang an nicht ganz geheuer gewesen, weil er einfach nicht so recht wußte, was er von ihm halten sollte.

„Du wolltest uns etwas sagen, Leonardo,“ wandte sich nun ausgerechnet der Bankier an Leonardo. „Und wenn ich das eben von deinem Freund Luca richtig mitbekommen habe, dann ist das ziemlich dringend gewesen...“

„Ich wollte nur sagen... ich...“ Leonardo stammelte etwas herum.

„Ja?“ fragte Michele D'Andrea mit einem sehr scharfen, schneidenden Tonfall, der Leonardo äußerst unangenehm in den Ohren klang.

„Ich wollte nur sagen, daß ich auf der Kutsche, mit der die Einbrecher geflohen sind, ein Zeichen erkannt hatte. Und nun erfahre ich von Luca, daß es sich um das Wappen der Familie Scirea handelt. Das ist eigentlich auch schon alles.“

Luca sah Leonardo erstaunt an, sagte aber nichts dazu. Michele D'Andrea runzelte die Stirn.

„Ich weiß nicht, was das jetzt soll,“ meinte er und wandte sich an Ser Piero. „Ich fürchte, für Euren Sohn waren die Belastungen der letzten Zeit etwas zu stark. Vielleicht solltet Ihr einen Arzt konsultieren.“

„Ich glaube, so schlimm wird es schon nicht sein“, war Ser Piero überzeugt, aber Leonardo kannte seinen Vater gut genug um ihm anzusehen, daß auch er etwas irritiert war.

Emanuele di Gioia schnippste mit den Fingern. „Enrico Scirea! Ich wußte es doch! Dem sind alle Mittel recht, um mich in den Abgrund zu stürzen. Darauf hätte ich auch gleich kommen können.“

„Dann ist er einer der Konkurrenten, die Ihr von Anfang an in Verdacht hattet?“ fragte Leonardo an Lucas Vater gewandt.

„Und ob!“ nickte dieser. „Aber es müssen noch mehr Familien in die Sache verwickelt sein.“

„Das war auch die Ansicht von Cosimo de' Medici,“ meldete sich Ser Piero zu Wort. „Andernfalls wären wir bisher nicht auf so enorme Schwierigkeiten gestoßen.“

„Ich glaube, bei allem Verständnis, mein Freund, solltet Ihr Euch nicht dazu hinreißen lassen, die Falschen zu verdächtigen!“ meinte nun Michele D'Andrea.

Emanuele di Gioia runzelte die Stirn. „Die Falschen? Wieso das denn? Daß Enrico Scirea geschworen hat, mich zur Strecke zu bringen, hat die halbe Stadt gehört!“

„Das ist Jahre her!“ sagte Michele D'Andrea. „Und bedenkt, daß es dem Geschäft der Scireas inzwischen sehr schlecht geht. Ich glaube kaum, daß Enrico Geld genug hätte, um eine Bande von Söldnern zu engagieren!“

„Und wenn ihm jemand das Geld gibt?“ fragte Ser Piero. „Jemand, der selbst nicht in Erscheinung treten und lieber jemand anderen vorschicken will, auf den dann der Verdacht fällt?“

Die Erwachsenen unterhielten sich noch weiter, während Leonardo, Luca und Carlo wieder in Lucas Zimmer zurückkehrten.

„Warum hast du vorhin meinem Vater nicht das erzählt, was du uns erzählt hast?“ fragte Luca verständnislos. „Stattdessen erfindest du irgendetwas von einem Wappen auf der Kutsche!“

„Wenn ich die Wahrheit erzählt hätte, hätte ich auch sagen müssen, wie ich das herausgefunden habe—und dann wäre Schluß gewesen mit den Ausflügen durch den Kanal. Ich hätte nichts mehr herausbekommen können.“

Luca atmete tief durch. Dieses Argument leuchtete ihm offenbar ein. Jetzt erst erzählte Leonardo ihm und Carlo den Rest der Geschichte, einschließlich der Sache mit Bartolos Beichte.

„Das heißt, du hast nicht übertrieben, als du gesagt hast, daß du den Fall so gut wie aufgeklärt hast!“, staunte Luca. Leonardo nickte. „Wenn der Pater aussagen würde, könnte man Bartolo verhaften. Aber der würde die Schuld nicht allein auf sich nehmen, sondern diejenigen verraten, die ihn beauftragt haben.“

„Enrico Scirea!“ schloß Luca. „Und wenn man den hat, wird der die Schuld auch nicht alleine tragen und die preisgeben, die ihm das Geld gegeben haben, um Bartolo und seine Leute anzustellen!“

„Aber ohne den Pater wird das alles nichts, oder?“, fragte Carlo.

„Du hast es erfaßt“, nickte Leonardo. „Aber ich werde ihn wieder besuchen...“

„Den Pater?“ hakte Carlo nach. „Glaubst du denn, du kannst ihn doch noch überzeugen?“

Darauf gab Leonardo keine Antwort. „Ich glaube, ich zeichne jetzt erstmal was,“ meinte er. Irgendwie mußte er sich ja beruhigen.

„Wieder eine Maschine?“ fragte Luca.

Leonardo schüttelte den Kopf. „Nein, diesmal keine Maschine.“

„Was dann?“ wollte Luca wissen.

„Eine Stadt. Und zwar eine Stadt, die Leitungen besitzt, durch die das Wasser zu den Häusern fließt—und Leitungen, durch die es wieder abfließen kann. Und eigentlich wäre es auch sehr praktisch, wenn das Wasser schon gleich warm aus

dieser Leitung herausgeschossen käme und nicht erst über dem Herd erhitzt werden müßte...“

Kapitel 10

Sprechende Bilder.

In den nächsten Tagen verließ Leonardo des Öfteren das Haus der di Gioias und besuchte die Kirche von Pater Rigoberto. Der Geistliche schien sich sogar darüber zu freuen, daß Leonardo sich für seine Malerei interessierte. Der Junge schaute aufmerksam zu, während die Gesichter der Jünger und der römischen Soldaten entstanden.

„Wenn du willst, kannst du mir gerne helfen,“ sagte der Pater. Leonardo hatte nichts dagegen—schon deshalb, weil er dadurch viel lernen konnte. Der Pater zeigte ihm, wie er die Farben mischte und wie man die Pinsel reinigte.

Dabei unterhielten sie sich. Allerdings vermied es Leonardo dabei, den Pater noch einmal darauf anzusprechen, ob er es sich mit dem Beichtgeheimnis nicht doch noch überlegen wollte. Pater Rigoberto hatte ganz klipp und klar gesagt, daß es für ihn nicht in Frage kam, der Stadtwache, einem Richter oder sonst jemandem gegenüber davon zu berichten, was Bartolo gebeichtet hatte.

Und Leonardo hatte das Gefühl, daß der Widerstand des Paters allein gegen den Gedanken daran, nur noch stärker wurde, wenn er ihn bedrängte. Auf der anderen Seite hatte Leonardo durchaus das Gefühl, daß dem Pater nicht wohl in seiner Haut war. Eines der Gesichter, an denen Pater Rigoberto gerade arbeitete, kam Leonardo irgendwie bekannt vor. Der Geistliche verfeinerte es noch mit ein paar Pinselstrichen, so daß die Gesichtszüge noch deutlicher hervortraten.

Leonardo glaubte, seinen Augen nicht zu trauen. Wie gebannt starrte er auf das Gesicht des römischen Hauptmanns, der die Truppe anführte, die gerade im Begriff war, Jesus zu verhaften.

„Nun, ist es einigermaßen geworden, Leonardo?“

„Es ist... beängstigend!“ stieß Leonardo hervor.

„Warum ist es beängstigend? Das ist ein römischer Hauptmann und wie du weißt sind die römischen Legionäre seit langem Vergangenheit.“

„Ich meinte das Gesicht!“

„So?“

„Ich bin mir sicher, daß ich diesen Mann schon einmal gesehen habe!“

„Das ist durchaus möglich. Wie gesagt, manch reiche Bürger lassen hier für eine Spende ihr Gesicht verewigen.“

„Michele D'Andrea!“ stieß Leonardo hervor. „Er ist es, den Ihr gemalt habt, nicht wahr? Kein Wunder, ihm gehört eine Bank und er dürfte einer der reichsten Männer von Florenz sein.“

Pater Rigoberto lächelte verhalten. „Wenn du ihn erkennst, kann das Bild nicht allzu schlecht geraten sein.“

„Kostet es eigentlich unterschiedlich viel, je nachdem, wem man das Gesicht auf dem Bild leihen will?“

„Aber sicher!“ nickte der Pater.

„Ich nehme an, am meisten kostet es, Jesus zu sein—und am preiswertesten ist der Judas!“, vermutete Leonardo. „Der hat Jesus schließlich für dreißig Silberlinge verraten und wahrscheinlich gibt es nicht viele, die Judas sein möchten!“

Pater Rigoberto lachte.

„Sowohl bei Jesus als auch bei Judas muß ich mir besondere Mühe geben, dass die Köpfe niemandem in unserer Kirchengemeinde ähnlich sehen, mein Junge. Sonst gibt es Ärger und zwar nicht zu knapp!“

„Bei Judas kann ich das verstehen. Da fühlt sich der Betreffende dann wohl beleidigt. Aber bei Jesus?“

„Hast du eine Ahnung! Einen wirklich unter uns lebenden Menschen als Jesus zu malen, wäre respektlos gegenüber dem Herrn.“

Als Leonardo am nächsten Tag das Haus der di Gioias verließ, ging er nicht auf direktem Weg zu Pater Rigobertos Kirche. Stattdessen fragte er sich zum Haus der Familie Scirea vor. Bei ihr war Bartolo schließlich angestellt, wenn es stimmte, was er gehört hatte.

Das Haus war nicht ganz so prächtig wie das der di Gioias. Vielleicht konnte er ja noch etwas mehr über Bartolo herausfinden. Also postierte er sich auf der anderen Straßenseite und wartete. Er setzte sich auf eine Treppe, von der aus der Eingang des Hauses der Familie Scirea sehr gut zu beobachten war.

Mehrere Stunden saß er da. Aber es tat sich nichts. Von Bartolo war nichts zu sehen. Einmal trat ein Mann aus dem Haus. Er trug eine reich verzierte Weste. Sein Haar war schwarz und nach hinten gekämmt. Um das Kinn trug er einen Spitzbart.

Der Mann blickte Leonardo einige Augenblicke lang direkt an, dann ging er wieder ins Haus.

Schließlich kam Leonardo zu dem Schluß, daß es sinnlos war, länger darauf zu warten, dass hier irgendetwas Interessantes geschah. Vielleicht arbeitete Bartolo inzwischen auch nicht mehr für Enrico Scirea und hatte längst die Stadt verlassen, nachdem ihm Leonardos Anblick so einen Schrecken versetzt hatte.

Leonardo ging schließlich und besuchte den Pater in seiner Kirche. Dieser hatte die Arbeiten an seinem Gemälde inzwischen fortgesetzt und einen weiteren Kopf fast fertiggestellt.

Es war der römische Soldat neben dem Hauptmann.

Und wieder war Leonardo wie vom Donner gerührt. Ungläubig starrte er auf das Gesicht und glaubte für ein paar Herzsschläge seinen Augen nicht trauen zu können.

„Diesen Mann kenne ich auch!“ stieß er hervor.

„Du scheinst viele Bekannte in Florenz zu haben—was um so erstaunlicher ist, da du doch gar nicht hier wohnst“, gab Pater Rigoberto zurück. Währenddessen führte er gerade die letzten Striche am Gesicht aus, so daß es die endgültige Form bekam.

„Ihr seid als Priester doch zum Schweigen verurteilt, wenn ich Euch etwas anvertraue, oder?“ fragte Leonardo.

„Das habe ich dir ja schon erklärt. Warum fragst du?“

„Ich möchte ausschließen, daß Ihr das, was ich Euch erzähle an Bartolo weitergebt. Denn er kommt doch jeden Mittwoch zur Beichte, oder?“

Leonardo hatte dem Gespräch zwischen Bartolo und Pater Rigoberto entnommen, daß er normalerweise Mittwochs zur Beichte ging. Aber er wollte sich vergewissern.

„Wann Bartolo hier her zur Beichte kommt, spielt keine Rolle,“ sagte Pater Rigoberto. „Es hat keinen Sinn zu versuchen, mich auszufragen.“

„Ich versuche nicht, Euch auszufragen.“

„Für mich klang das aber so.“

„Nein, ich möchte einfach nur sicher sein, daß Ihr Bartolo nicht erzählt, daß ich vor dem Haus der Familie Scirea auf ihn gewartet habe, um ihn zu beobachten. Aber ich habe ihn nicht gesehen. Stattdessen nur diesen Mann!“ Leonardo deutete auf das letzte Gesicht, das Pater Rigoberto gemalt hatte. „Ist das Enrico Scirea?“

„Ja.“

„Es wundert mich, daß er es sich leisten kann, auf das Bild zu kommen.“

„Warum?“

„Ich habe gehört, dass seine Geschäfte schlecht gehen.“

Pater Rigoberto lächelte. „Was du alles hörst! Hilf mir jetzt die Pinsel waschen!“

„Ja.“

Auch während sie die Pinsel wuschen, mußte Leonardo immer wieder zu dem Bild hinsehen. Er merkte, daß Pater Rigoberto ihn dabei beobachtete—so als würde er darauf warten, daß der Junge etwas ganz Bestimmtes bemerkte.

„Darf ich Euch etwas fragen, Pater Rigoberto?“

„Du fragst doch sowieso,“ erwiderte der Geistliche. „Auch wenn ich jetzt nein sagen würde.“

Leonardo mußte schmunzeln. „Nein, das stimmt nicht, ich würde etwas abwarten, bis ich es noch einmal versuche.“

„Siehst du! Und nun stell deine Frage.“

„Belastet es Euer Gewissen eigentlich sehr, daß ihr mir nicht helfen dürft?“

Der Pater sah den Jungen eine Weile an und nickte schließlich.

„Ja“, sagte er. „Das belastet mich sehr. Aber schon das ist etwas, was ich dir eigentlich nicht hätte sagen dürfen!“

Dann fiel Leonardo ein weiterer Legionär auf, der das Gesicht mit den Händen bedeckte. Zuerst war ihm das gar nicht aufgefallen.

„Was ist mit diesem Mann?“, fragte Leonardo.

„Ich weiß nicht, was du meinst!“

„Auf den ersten Blick könnte er traurig sein. Aber das ergibt keinen Sinn. Diese Männer sind losgezogen, um Jesus zu verhaften, wieso sollte einer darüber traurig sein!“

„Du hast eine scharfe Beobachtungsgabe, mein Junge“, lächelte der Pater. „Aber vielleicht gibt es auch andere Gründe, um sich ins Gesicht zu fassen.“

„Wenn man was in die Augen bekommen hat!“, meinte Leonardo.

„Zum Beispiel.“

„Aber ich verstehe nicht, was das in diesem Bild soll?“

„Manchmal erzählen einem Bilder ihre Geschichte erst, wenn man sie lange genug ansieht—und vergiß nicht, daß dieses noch nicht fertig ist.“

„Welchen Kopf werdet Ihr morgen malen?“

„Diesen!“ Der Pater deutete auf den Römer, der Jesus am Arm faßte und ihn festnahm. Noch war sein Gesicht nur eine leere Fläche.

„Da ist aber schade!“ meinte Leonardo und deutete auf eine Delle im Wandputz. Offenbar war hier einmal jemand mit einem scharfen Gegenstand an der Wand entlangefahren, so daß ein Riß entstanden war—ungefähr so lang wie der Finger eines Kindes. „Ihr hättet die Wand vorher ausbessern sollen! So wird man das später auf dem Bild sehen, aber wenn Ihr jetzt noch anfangt, die Wand auszubessern, verderbt Ihr damit, was Ihr bisher gemalt habt!“

„Oh, nein, da bist du im Irrtum!“ widersprach Pater Rigoberto. „Kleinere Unebenheiten und Kratzer auszubessern ist nur die zweitbeste Möglichkeit.“

„Und was ist die Beste?“

Der Pater lächelte verschmitzt. In seinen Augen blitzte es. „Man baut sie in das Bild ein! Du wirst morgen sehen, was ich meine—vorausgesetzt, du kommst wieder her!“

Leonardo kehrte zurück und erzählte seinen Freunden, was er erlebt hatte. Aber die interessierten sich nicht so besonders für die Probleme, die sich bei der Erstellung eines Wandbildes so ergaben—und schon gar nicht dafür, ob es besser war, Risse und Fehler in der Wand auszubessern, bevor man zu malen begann oder sie in das Bild mit einzubauen.

Diesmal hatte im Übrigen Leonardos Vater seine Abwesenheit bemerkt. Er war früher als erwartet von seinen Geschäften bei Cosimo de' Medici zurückgekehrt und stellte seinen Sohn nun zur Rede.

„Wo bist du gewesen?“

„Das Haus ist groß, Vater!“

„Aber du kannst hier nicht einfach herumstreunen und dich verstecken. Was glaubst du wohl, welche Sorgen ich mir gemacht habe!“

„Das tut mir leid!“

„Und wie du wieder riechst! Das ist unerträglich! Was sollen Lucas Eltern von uns denken? Also irgendwie klingt das für mich nicht sehr überzeugend, daß du einfach nur im Haus herumgestreift bist!“

Abends lag Leonardo noch lange wach im Bett. Immer wieder sah er das Bild des Paters vor sich. Dieser Blick, mit dem Pater Rigoberto ihn angesehen hatte, war so seltsam gewesen. So, als wollte er dauernd sagen: Warum erkennst du denn nichts? Fällt es dir nicht langsam wie Schuppen von den Augen?

Leonardo versuchte zu schlafen. Aber das war unmöglich. Also saß er im Bett und dachte nach. Die Malerei auf großen Wänden, wie Pater Rigoberto sie betrieb, hatte ihn stark fasziniert und vielleicht war es wirklich keine schlechte Idee, sobald wie möglich in einer Malerwerkstatt einzutreten.

Immer wieder sah er die Gesichter des Gemäldes aus Pater Rigobertos Kirche vor sich. Michele D'Andrea als Hauptmann, Enrico Scirea als einer seiner Soldaten, ein Mann, der die Hände ans Gesicht hielt und ein Gesicht, in dem sich eine fingerlange Delle befinden würde...

Eine Narbe! dachte Leonardo.

Und dann sprang er plötzlich auf. „Ich habe es!“ rief er. „Der Fall ist gelöst! Er ist gelöst!“

Carlo und Luca, die schon fast eingeschlafen waren, quälten sich unter ihren Bettdecken hervor.

„Bist du noch ganz bei Trost?“ fragte Carlo.

„Natürlich bin ich das! Ich weiß jetzt, wie alles zusammenhängt!“

Carlo und Luca setzten sich in ihren Betten auf. „Na los, dann erzähl schon!“ forderte Luca. „Aber ich hoffe für dich, daß du nicht umsonst so einen Wind gemacht hast!“

„Es ist ganz einfach und es war die ganze Zeit vor meinen Augen, aber ich habe es nicht gesehen,“ meinte Leonardo und klatschte sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. „Ich muß blind gewesen sein!“

Carlo gähnte. „Vielleicht kommst du jetzt mal zur Sache, sonst schlafe ich gleich wieder ein und verpasse deine Auflösung des Falles!“

Leonardo atmete tief durch. „Also hört zu! Dieser Pater Rigoberto durfte das Beichtgeheimnis nicht brechen—und zwar unter keinen Umständen. Bartolo hat sich ihm anvertraut und wahrscheinlich alles haarklein gebeichtet. Der war so erschrocken, als ich mich sah und dann nicht finden konnte, daß er wohl schon glaubte, für ihn wäre der Tag des jüngsten Gerichtes oder so etwas gekommen! Und Pater Rigoberto hat es natürlich stark belastet, daß er durch sein Schweigen gezwungen war, diesem Verbrecher zu helfen.“

„Das war alles!“ stellte Luca fest. „Aber die Frage ist doch, wie wir aus diesem Dilemma herauskommen können, wenn Pater Rigoberto sich einfach weigert zu reden!“

Leonardo lächelte. „Er hat die ganze Zeit über geredet. Nur nicht mit Worten, das durfte er nicht.“

„Und wie dann?“, fragte Luca.

„Mit seinem Bild! Ich hätte viel früher darauf kommen müssen! Michele D’Andrea ist der Anführer der Gruppe. Er hat den Auftrag gegeben! Darum hat Pater Rigoberto ihn als Hauptmann der Römer dargestellt.“

„Aber ist ein Freund unserer Familie!“, meinte Luca.

„Offenbar doch nicht! Zusammen mit Enrico Scirea und wahrscheinlich noch einigen anderen Kaufleuten hat er versucht, deinen Vater zu ruinieren, Luca! Natürlich war er immer bestens über alles informiert, was dein Vater zu unternehmen versucht hat! Er saß bei ihm am Tisch und war in alles eingeweiht... Der Mann, der seine Hände vor das Gesicht nahm—das war einer der Einbrecher, dem ich Asche ins Gesicht geschüttet habe! Bartolo muß dem Pater auch das haarklein geschildert haben.“

„Das heißt, dieser Bartolo war auch einer der Einbrecher!“ schloß Luca. „Sonst hätte er nicht wissen können, daß du einem der Männer Asche ins gestreut hast.“

Leonardo nickte. „Ja, das ist wahr.“

„Aber das ist doch alles kein Beweis!“ meinte Carlo.

„Doch. Die Delle in der Wand ist Bartolos Narbe! Ich bin überzeugt davon, daß Pater Rigoberto dort morgen Bartolos Kopf hinmalt!“

Am nächsten Morgen berichtete Leonardo seinem Vater von dem, was er erkannt zu haben glaubte. „Komm mit mir in diese Kirche und sieh es dir an! Dann wirst du feststellen, daß ich Recht habe,“ sagte Leonardo. „Pater Rigoberto hat geschwiegen—und stattdessen seine Aussage aufgemalt!“

Ser Piero war sehr nachdenklich.

Leonardo hatte ihm nun ja auch beichten müssen, daß er über den Abwasserkanal mehrmals in die Stadt gegangen war und sich damit erheblich in Gefahr gebracht hatte. „Dieser Bartolo hätte kurzen Prozeß mit dir gemacht, ist dir das eigentlich klar?“ schimpfte er. Aber als sich Ser Piero dann beruhigt hatte, ver-

sprach er, mit Emanuele di Gioia zu reden, der sich wiederum an seinen guten Bekannten, den Kommandanten der Stadtwache wenden sollte. Am folgenden Mittwoch betrat Bartolo die Kirche von Pater Rigoberto. Das Gemälde war inzwischen fertig. Alle Römer und Apostel hatten Gesichter.

Bartolo ging zwischen den Bankreihen her und starrte auf das Bild. Er sah den Mann mit der Narbe und erkannte sich selbst.

„Pater Rigoberto!“ rief er.

„Wir haben Euch erwartet“, sagte die Stimme des Paters von der Empore aus. Zusammen mit Leonardo stand er da und blickte hinab. Ser Piero und Emanuele di Gioia standen ganz in der Nähe. Carlo und Luca hatten natürlich auch darauf bestanden dabei zu sein.

„Ihr habt mich verraten, Pater!“ rief Bartolo.

„Nein, ich habe geschwiegen“, erwiderte Pater Rigoberto. „Genau so, wie es mir vorgeschrieben war. Aber für die Gedanken, die sich andere bei der Betrachtung eines Bildes machen, kann ich nichts.“

In diesem Moment öffnete sich die Tür zur Sakristei. Francesco Manzoni, der Kommandant der Stadtwache trat ein. Bartolos Hand umfaßte den Schwergriff.

„Nicht im Haus Gottes!“ rief Pater Rigoberto.

Und der Kommandant ergänzte: „Ich bin überzeugt davon, daß man Milde walten läßt, wenn du aussagst und deinen Auftraggeber nennst. Aber dann tu es jetzt! Im Übrigen stehen meine Männer vor den Türen der Kirche, um dich sofort festzunehmen!“

Bartolo zog sein Schwert. Er zögerte, stand einige Augenblicke lang regungslos da und warf die Klinge dann auf den Boden. Der Mann mit der Narbe deutete auf das Bild und schluckte. „Dort ist tatsächlich alles zu sehen“, gab er zu. „Es hat wohl keinen Sinn, noch etwas zu leugnen.“

„Hat Enrico Scirea dich und deine Komplizen bezahlt?“ fragte der Kommandant.

„Ja, aber es war nicht sein Geld. Der eigentliche Auftraggeber war Michele D’Andrea. Er wollte, daß die Familie di Gioia sich durch die Zahlung eines Lösegeldes hoch bei ihm verschuldet und er dann ihr Geschäft übernehmen könnte.“

Bartolo wurde festgenommen—und kurz darauf auch seine Auftraggeber und Komplizen. Daß auch so ein so wichtiger Geschäftsmann wie Michele D’Andrea darunter war, erregte natürlich in der ganzen Stadt großes Aufsehen. Doch auch wenn der Bankier die Angelegenheit am liebsten unter den Teppich gekehrt hätte, so waren die Beweise doch zu erdrückend, denn auch Enrico Scirea wollte die Schuld nicht auf sich sitzen lassen und sagte aus, so daß nach und nach alles ans Licht kam.

Für Leonardo und Carlo kam jedoch schon bald der Tag der Rückkehr nach Vinci, nachdem ihre Aussagen aufgenommen und worden waren.

„Ich werde euch vermissen“, sagte Luca zum Abschied. „Mit euch war es jedenfalls nie langweilig. Und beim Zeichnen von Maschinen könnte ich dir stundenlang zusehen, Leonardo!“

„Ja, weil du denkst, daß du damit eines Tages viel Geld machen kannst!“ lachte Leonardo.

„Deswegen auch.“

„Aber du solltest eines bedenken, Luca!“

„Was?“

„Alle großen Konstrukteure bauen in ihre Zeichnungen kleine Fehler ein. Fehler, die nur der Erfinder selbst kennt! Ich glaube also, du wirst mir doch etwas von dem Geld abgeben, wenn es dir gelingen sollte, meine Maschine zum Verbrecher fangen zu verkaufen!“

„Oh“, sagte Luca etwas erstaunt. „Na ja, vielleicht sehen wir uns mal, wenn ihr nach Florenz kommt!“

„Oder wenn es dich mal nach Vinci verschlagen sollte,“ ergänzte Carlo.

Während sie zurück nach Vinci ritten, fragte Leonardo seinen Vater: „Meinst du, in Großvaters Haus gibt es eine Wand, die ich bemalen könnte—so ähnlich wie es Pater Rigoberto in seiner Kirche getan hat?“

„Nein, ich glaube nicht, daß Großvater damit einverstanden wäre.“

„Und was ist mit deinem Haus?“

„Leonardo!“

„Es kann auch die Rückwand sein!“

„Vielleicht übst du erst einmal auf Papier und Leinwand,“ meinte Ser Piero. „Oder noch besser: Du gehst erst einmal bei einem Meister in die Werkstatt, um zu lernen! Und wenn du es dann richtig gut kannst, glaub mir, dann wird man mehr Bilder von dir haben wollen, als du malen kannst!“

